

Chris Adams

*Burning
Purple*

Leseprobe

Burning Purple ist eine fiktive Geschichte. Orte, Namen und Geschehnisse, sind, soweit nicht offensichtlich echt, der Fantasie des Autors entsprungen. Darüber hinausgehende Ähnlichkeiten mit realen Personen – lebend oder tot – sind zufällig oder bewusst verfälscht. Die Geschichte erhebt keinerlei Anspruch auf historische Korrektheit.

ISBN: 9798253630761

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 Christian Diener

Robert-Koch Str. 9

56073 Koblenz

chris@chrisadamsauthor.com

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Lars Schwindt

Cover: Linus Stellpflug

Independently published

Die Nutzung dieses Textes für KI-Training, Text- und oder Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ist ausdrücklich vorbehalten.

*Für meine Eltern,
für alles.*

Prolog

Im Grunde wollen wir alle nur geliebt werden. Die Guten und die Bösen, die Starken und die Schwachen. Poeten. Bürokraten. Priester und Krieger. Und Könige und Bauern. Jeder Einzelne von uns. Die, die es nicht zugeben, am allermeisten.

Liebe ist leicht und unbeschwert. Ein Lächeln im Sommerwind, das Lachen eines Kindes. Ein warmer Blick voll Zuneigung. Eine Nettigkeit, wo keine nötig war. Sie ist Hoffnung.

Und Liebe ist schrecklich. Streng und herrisch wie der Frost Germaniens. Erstickte Tränen am Grab eines Traums. Das Wissen, eine vertraute Stimme nie wieder hören zu werden. Sie ist ein lautloser Schrei in der Stille. So zerbrechlich wie Glas und doch so unzerstörbar wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist. Sie ist das Glück und das Pech. Und sie ist alles, was zählt.

Ich hatte das.

Und dann haben sie es mir genommen.

Jetzt stehe ich hier, die Hände zur Faust geballt, und höre dem Imperator zu. Höre, wie er das Gift versprüht, das die Seelen und Körper einer neuen Generation mit demselben Wahnsinn korrumpiert, der schon seit Jahrhunderten unser aller Leben bestimmt.

Aber er spricht gut. Mit Gravitas. Mit Überzeugung. Er ist ein Meister der Rhetorik, geschult darin, die Lüge in Wahrheit zu kleiden. In einem anderen Leben hätten mich seine Worte vielleicht erreicht. Doch in diesem bin ich taub dafür geworden. Ihr

Pathos hat den Glanz verloren, ihre Theatralik stinkt. Das Schlachtfeld, das sie in meiner Seele hinterlassen haben, macht mich unempfänglich für die Waffen der Aristokratie.

Er redet weiter. Redet von der göttlichen Ordnung. Von ihrem Recht. Ihrem Privileg, ihrer Bürde. Und alle nicken. Wis-send. Verstehend. Sie glauben wirklich, dass das Leben so sein muss. Dass das hier unvermeidbar und einfach nur der Götter Wille ist.

Aber am schlimmsten ist, dass sie sich für edel halten. Für gütig. Streng vielleicht, aber gerecht. Und sie glauben, dass es so für alle das Beste sei. Wir sehen es nur nicht.

Meine Nägel graben sich tief in mein Fleisch. Sie irren sich. Es sind nur Tyrannen. Parasiten. Mörder. Und dafür werden sie sterben. Jeder Einzelne von ihnen.

Doch während ich mir vorstelle, wie ich sie alle umbringe, greift neben mir jemand nach meiner Hand. Der eine Mensch, der mir noch Hoffnung schenkt, streichelt zärtlich über meine Finger. Wenn sie nur wüsste, was sie mir damit antut.

Dann lächelt sie mich an. Meine Frau kennt die Wahrheit. Vielleicht als einzige. Oder zumindest glaubt sie es. Ich lächle zurück und schlucke den Selbsthass runter. Und mir wird schlecht.

Ich bin Leonardo aus Tylia, Kind der Liebe und Sohn von Ramina und Paolo, ein Kornknecht Roms. Und ich bin Gaius Furius Maximus, Kind des Hasses und Sohn von Schwert und Feuer, der Zorn des Volkes.

Dies ist die Geschichte meines Lebens.

Kapitel 1 - Und sei es noch so bescheiden

Der Weg im Leben ist uns allen vorbestimmt. Gehen müssen wir
ihn trotzdem selbst.

Aus den Gesängen der Grazien, italische Volkssage

Ich habe die Sonne schon immer gehasst. Sie sitzt mir im Nacken wie glühendes Blei und frisst sich durch den löchrigen Strohhut, den ich mir tief ins Gesicht gezogen habe. Es ist scheiße heiß.

Meine Sense schießt durchs Korn und die Ähren purzeln zu Boden. Ein paar Halme streifen über meine Tunika und ich halte inne, um die Kleie auszustreichen. Die Flecken sind mir egal, aber wenn es eintrocknet, wird es eklig. Muss nicht sein, dass Leila das sieht. Und wir haben diesen Monat auch kein Geld mehr für Seife übrig. Klar könnte man die Klamotten jetzt einfach mit Pisse waschen, aber im Sommer stinkt das dann so abartig, dass man es besser lassen sollte.

Neben mir raschelt es. Reflexartig starre ich auf den Boden. Lausche in die Mittagshitze. Das Geräusch flatternder Flügel.

Nur ein fetter Fasan, der hoch zum Himmel will. *Ceres sei Dank*. Kornvipern hätten mir jetzt gerade noch gefehlt. Mein Bruder ist als Kind mal auf eine draufgetreten. Alle sagen, es war ein Wunder, dass er das überlebt hat, denn normalerweise sterben selbst erwachsene Männer an ihrem Biss. Zum Glück sind sie selten geworden. Ich wische mir den Schweiß aus den Augen und schlage instinktiv nach einer Bremse, die sich auf meiner Schulter niederlassen will. Missmutig sehe ich ihr dabei zu, wie sie im Ährenwald verschwindet. Ich weiß, dass wir das meiste schon geschafft haben, aber trotzdem scheint unsere Aufgabe noch immer endlos. Der Weizen erstreckt sich von meinen Füßen bis hin zum Horizont. Das bei uns im Sommer so typische Hitzeblimmern taucht die Felder Tusciens dann in eine surreale Szenerie, die von Weitem betrachtet wirkt wie ein Meer aus flüssigem, gelbem Feuer. See aus Gold nennen sie es. Schon schön, eigentlich. Wenn es nur nicht so scheiße wäre.

Wie so vielen der besiegten Völker hat Rom uns eine Aufgabe zugewiesen, die – wie sie sagen – unseren natürlichen Stärken entspricht. Gemessen daran, wie sehr ich diese Arbeit hasse, bezweifle ich, dass sie damit recht haben. Aber ich glaube nicht, dass sie die Meinung irgendeines Kornknechts interessieren dürfte. Oder überhaupt eines Servilen, ganz allgemein. Immerhin sind wir keine Sklaven, schätze ich. Wo da der Unterschied sein soll, habe ich allerdings nie wirklich begriffen.

“Jeder Mann braucht seinen Stolz”, pflegt Vater uns zu sagen. Damit mag er richtig liegen, aber leider hilft uns unser Stolz nur wenig gegen den Zorn des Sonnengottes. Ich verkneife mir ein Stöhnen und drücke den Rücken durch. Wir stehen seit heute früh hier und die Welt kocht. Vor lauter Durst kann ich kaum denken, der Wind weigert sich zu wehen und überhaupt ist

gerade alles zum Kotzen. Selbst die Luft schmeckt trocken. Ich werfe einen verstohlenen Blick auf Tianus. Unser 'Beschützer' schläft im Schatten seiner Lieblingspappel seinen Rausch aus. Mal wieder. Der elende Bastard. Aber mir solls recht sein. *Mach Heu, solange' die Sonne scheint, oder?*

Ich pfeife leise durch die Zähne, um die Aufmerksamkeit meines kleinen Bruders auf mich zu lenken. Francesco blickt auf und ich nicke verstohlen in Richtung der Wasserkrüge, die etwas abseits vom Feld in einer schattigen Böschung deponiert wurden, damit das kostbare Nass nicht sofort verdunstet.

Er zögert. "Noch zwei Stunden", zischt er mir zu.

Mein Bruder hat das noch nicht so oft gemacht und die Strafe für unerlaubtes Trinken beträgt zehn Hiebe mit dem schweren Stock. Wer da nicht kurz grübelt, ist dumm. Ich zucke mit den Schultern und deute mit dem Kinn auf Tianus. Sein Schnarchen trägt bis hier. Francesco schluckt schwer, aber dann nickt er tapfer. *Guter Junge*. Die anderen werden uns mit Sicherheit sehen, doch kein Knecht würde je einen der Seinen wegen einer solchen Lappalie verraten. Jeder war schon mal unerlaubt am Wasserkrug. Wir verstecken unsere Sensen, kauern uns auf den Boden und pirschen geduckt in Richtung unseres Ziels. Früher kam es mir leichter vor, unter dem Getreide abzutauchen, aber ich bin zu groß geworden. Fast vier römische Ellen mittlerweile. Das ist eine gute Handbreit mehr als die meisten anderen Jungen im Dorf.

Nachdem wir den Feldrand erreicht haben, pressen wir uns flach auf den Bauch und robben zur Böschung. Gerade als die Krüge in Griffweite kommen, zieht mich mein Bruder, der direkt hinter mir am Boden liegt, ruckartig am Fuß zurück. Seine Fingernägel kratzen mir die Haut auf. Ich fluche leise und drehe

mich zu ihm um. "Was ist?", fauche ich mit gepressten Lippen. Francesco legt einen Finger an die Lippen und deutet in Richtung von Tianus, der ausgerechnet jetzt aus seinem Mittagschlaf erwachen muss. *Scheiße*. Sonst schläft er doch immer um diese Zeit. Ob er nervös wegen der Quote ist?

Wir rollen uns die Böschung runter und ziehen uns tief in den Graben zurück. Wenn er nicht direkt an uns vorbeiläuft, sollte er uns nicht bemerken. Hoffentlich.

Francesco signalisiert mir, dass er zurück ins Feld kriechen will, aber ich halte ihn fest. Tianus sieht gerade her. Wenn wir uns jetzt bewegen, muss er uns entdecken. Ich presse mich noch fester an den Boden. Kleine Steinchen drücken sich durch meine Tunika, der Geruch von Erde und von Gras steigt mir in die Nase. Schritte, die lauter werden. *Götter ...* Er kommt hierher. Hat er uns gesehen? Eigentlich unmöglich. Aber wieso kommt er dann auf uns zu? Und kein Weg, hier wieder wegzukommen.

Das letzte Mal hat man mich mit dem Stock geschlagen, als ich neun war. Damals hatte ich eine Vase voller Olivenöl verschüttet. Die Narben trage ich noch heute auf dem Rücken. Beim Gedanken daran schnürt sich mir die Kehle zu. Aber ich werde nicht betteln. Nicht dieses Mal. Mich einmal vor dem Dorf blamiert zu haben, reicht. *Sei tapfer*.

Unwillkürlich halte ich den Atem an, und obwohl ich mir einreden will, dass mir die Angst nichts ausmacht, spüre ich wie sich meine Brust verkrampft. Wie der Schweiß auf meinen Handflächen plötzlich ganz kalt wird. Wem mache ich denn etwas vor? Natürlich werde ich betteln. Nur Augenblicke, bevor Tianus uns entdeckt, höre ich, wie eine raue Stimme nach ihm ruft.

"Dominus." Die Stimme gehört unserem Vater.

Tianus bleibt stehen und dreht sich um. "Was?"

“Die Sense ist schon wieder so stumpf wie der Verstand eines Galliers. Muss geschärft werden”, behauptet mein Vater.

“Die wurden doch erst letztens alle geschliffen”, blafft Tianus.

“Zu viel Unkraut im Boden, Dominus.”

Der fette Soldat seufzt genervt, aber erwidert nichts darauf. Wahrscheinlich ist es ihm heute zu heiß, um sich aufzuregen. Sonst tut er das nämlich gerne. “Komm”, sagt er dann betont gönnerhaft. “Soll niemand behaupten, der alte Tianus ließe seine Leute im Stich.”

Dieser Drecksack. Hört der sich eigentlich selber zu? Mit Daumen und Zeigefinger massiere ich mir die Nasenflügel, bis das Zittern aufhört. Immer wenn ich nervös werde, beben sie wie bescheuert. Tianus und mein Vater ziehen in die andere Richtung davon. Weg von uns. Sie werden zur Schmiede gehen, wo Giargi, unser Dorfschmied, die Sense schärfen wird. Rom misstraut uns. Nicht einmal das Werkzeug lassen sie uns unbeaufsichtigt benutzen oder reparieren. Aus Angst, wir könnten uns bewaffnen. Mit Erntemessern und Schaufeln gegen die unbesiegbaren Legionen. Sicher doch. Aber gerade hat uns dieser Wahn gerettet.

Nachdem die beiden außer Hörweite sind, erlaube ich mir, endlich aufzuatmen. Gerade will ich Francesco zu verstehen geben, dass wir uns schleunigst zurück ins Feld verkriechen sollten, aber dann halte ich inne. Wenn wir schon fast aufgeflogen sind, können wir uns doch eigentlich auch den Preis gönnen. Ich krabble zu den Wasserkrügen und schnappe mir die Schöpfkelle. Erst sieht mein Bruder mich an, als hätte mich der letzte Rest Verstand verlassen, doch dann grinst er spitzbübisch und kriecht mir hinterher. Das Wasser ist vom langen Rumstehen warm geworden, aber nach stundenlangem Schufteln in der brütenden

Hitze kommt es mir vor wie das Ambrosia, das sonst nur die Götter selbst zu trinken kriegen.

“Um Sackhaaresbreite”, flüstert Francesco mir zu, dem die Stimme noch vor Aufregung vibriert.

“Als ob du schon welche hättest”, gebe ich zurück. Erstaunlich, wie schnell er sich an die derben Sprachgewohnheiten der Männer auf den Feldern angepasst hat. Bei mir hat das länger gedauert. Francesco tritt nach mir, aber ich weiche ihm spielend aus.

“Arsch”, mault er. Die Anspannung fällt von uns ab, und wir lachen beide aus vollem Herzen, unendlich erleichtert, dass wir so glimpflich davongekommen sind. Dann kriechen wir zurück in die Felder und machen uns wieder an die Arbeit.

*

Als der Tag schließlich Erbarmen zeigt und die Sonne sich bequemt zu sinken, ertönt das Signal, nach dem sich hier alle sehnen. Das hohe Tremolo der Knochenflöte bedeutet, dass das Ende unserer Schicht gekommen ist.

“Dreizehn Karren voll!”, verkündet Tianus. Er klingt fast so, als habe er etwas dazu beigetragen.

Aber trotzdem. Ein guter Schnitt. Weit über der Quote. Die Frauen des Dorfes werden unsere Ausbeute noch heute Nacht in den großen Silos zum Trocknen auslegen, ein paar Tage später dann das Korn dreschen, es sieben und schließlich in Säcke packen, damit es abtransportiert werden kann. Und wir nehmen uns das nächste Feld vor. Tagein, tagaus. So war es schon immer. Das ist unser Leben. Aber es könnte schlimmer sein, schätze ich. Sinnlos, sich darüber zu ärgern. Kann man ja nicht ändern. Außerdem hat es auch sein Gutes: Bei uns muss man nur selten

hungern, höchstens mal im Winter. Im Dorf gibt es sogar eine Schule, wenn auch nur für die Jüngsten. Dort bringen sie uns ein paar Brocken Latein und die Geschichten der besiegten Völker bei. Und die Lehre, unser Elend zu ertragen. Stoizismus nennen sie es. Wir nennen es Schwachsinn.

Nachdem unser Werkzeug auf einem der Karren verstaubt ist, setzt sich unser Tross aus knapp vierzig Männern unter der Führung von Tianus und zwei weiteren römischen Aufsehern in Bewegung. Wir verlassen die Felder und folgen der alten Steinstraße in Richtung Tylia. Links und rechts des Weges verlaufen tiefe Senken voller knorriger Olivenbäume. Ihr Grün bildet eine Wand gegen das endlose Gold, das jenseits der Straße über die Landschaft herrscht. Manchmal erinnert mich der Anblick an das Märchen der Hebräer, in dem der alte Mann das Meer spaltet, um sein Volk in die Freiheit zu führen. Scheint ihnen auch nicht viel genützt zu haben. Ich bezweifle, dass die alten Ägypter viel schlimmer waren als ihre jetzigen Herren. Nach einer halben Stunde Gänsemarsch erreichen wir dann unser Ziel. Ein seltener Windstoß trägt mir den unverkennbaren Geruch meines Dorfes zu – Heu und Brot und Schweiß. Tylia besteht aus zwei etwa gleichgroßen Hälften, die von einem namenlosen Bach getrennt werden. Auf der Südseite wohnen wir, auf der anderen die Tiere. Die meisten Häuser sind einfache Hütten, bestehend aus wenig mehr als Lehm und Stroh und Ziegelstein. Mit Holz bauen dürfen nur die Römer. An uns ist es verschwendet, sagen sie.

Francesco tritt mir sanft ans Schienbein und reißt mich aus den Gedanken. “Da ist sie”, sagt er lächelnd. Wir haben noch eine kleine Schwester, Chiara. Sie ist erst fünf und so süß wie das Aprikosenbrot, das uns die Römer zu den Vinalien spendieren. Da sie noch nicht arbeiten muss, wartet sie jeden Abend vor dem

Hügel, auf dem unser Dorf liegt, darauf, dass wir zurückkehren. Sie ist mein liebstes Hallo.

“Leonardo! Francesco!”, quiekt sie und stürmt aufgeregt die Anhöhe hinunter. Sie fliegt in meine Arme, so leicht wie ein Sack Federn, und ihre Haare kitzeln mich in der Nase.

Wenn sie doch immer klein bliebe.

Chiara ist die Einzige, die mich noch Leonardo nennt. Weil sie es früher nicht richtig aussprechen konnte. Sie war so stolz, als sie es dann endlich schaffte.

“Ich hab’ Mama beim Backen geholfen!”, platzt sie heraus. Sie schnappt sich je eine Hand von mir und meinem Bruder und lässt sich von uns den Rest des Weges zurück ins Dorf tragen. Wir schaukeln sie zwischen unseren Armen und sie kreischt vor Freude.

Nachdem wir die Werkzeuge unter Aufsicht der Soldaten ordnungsgemäß im Lager verstaut haben, sind wir für den Rest des Tages aus dem Dienst entlassen und dürfen heim zu unseren Familien. Früher habe ich mich nach der Arbeit noch mit Freunden im Dorf getroffen. Heute tue ich das nicht mehr. Ich muss mich langsam daran gewöhnen, mich wie ein Erwachsener zu benehmen. Sehnsüchtig blicke ich Francesco hinterher, der mit den anderen aus der Dorfjugend von dannen zieht. Dafür bin ich jetzt zu alt. “Chiara!”, belle ich meine Schwester an. “Runter vom Baum.” Sie liebt es, auf die große alte Steineiche am Dorfplatz zu kraxeln. Habe ich in ihrem Alter auch. Aber der Baum ist noch zu schwierig für sie. Falls sie fällt, wird Mama mich kreuzigen. Nörgelnd hüpfte sie hinunter und zischt mit ihren Freunden davon. Vielleicht bin ich zu streng, vielleicht auch nicht. Bei uns wird man nicht besonders alt. Gnadenlose Arbeit, die Schlangen, die Römer. Um nur ein paar Dinge zu nennen.

Und nichts auf diesem Baum ist es wert, diese Liste zu verlängern. Chiara erinnert mich an das, was bald auf mich zukommt. Ich soll auch eine Familie gründen. Verantwortung übernehmen. Da sind sich die Römer und meine Eltern ausnahmsweise mal einig. Mich haben sie nicht gefragt. Aber meine Verlobte ja genauso wenig. Sie heißt Leila. Nicht, dass wir uns einander ausgesucht hätten. Rom weist uns die Partner zu. Züchtet uns. Wie das Vieh auf den Weiden hoch über den Tälern, wo die großen Wiesen sind. Leilas Worte. Aber auch hier hätte ich es schlimmer treffen können. Leila ist fünfzehn, wie ich, und ein kluges Mädchen. Manchmal etwas zu klug. Mama nennt das eine gefährliche Eigenschaft – aber ich mag es. Meistens jedenfalls.

Außerdem hat sie recht. Die Art, wie wir leben müssen, ist nicht wirklich gerecht; man muss kein Genie sein, um das zu erkennen. Doch Leila hat eine Gabe, die Sachen auf den Punkt zu bringen. Oder jedenfalls den Mut, es auszusprechen. Wahrscheinlich schadet es auch nicht, dass sie recht hübsch ist. Und aus irgendeinem Grund scheint sie sogar in mich verliebt zu sein. Sagt, sie mag mein Lächeln. Tja.

Wir haben uns auch schon geküsst, obwohl wir das hinter dem Rücken des Dorfes tun mussten. Traditionen und so. Aber wir sind ohnehin nur deshalb noch nicht verheiratet, weil sich unsere Väter bislang nicht über die Höhe der Mitgift einig geworden sind, also was solls. Zumindest was das angeht, kann ich mich also wirklich nicht beschweren. Ich mag Leila. Sehr sogar. Mein Freund Ezio hingegen muss die Dorfhexe heiraten. Und was soll ich sagen ... Die arme Livia gehört wirklich nicht zu Venus' Lieblingskindern. Immerhin ist sie nett. Aber manchmal ist nett eben auch nur die kleine Schwester von Scheiße.

Ich nähere mich unserer Hütte und kann schon von Weitem

den Eintopf und das Brot riechen. Mein Magen knurrt. Erst jetzt wird mir bewusst, wie hungrig ich eigentlich bin. Gerade als ich unsere Haustür öffnen will, reißt mich die tiefe Stimme meines Vaters aus meinen Gedanken.

“Leo”, zischt er von etwas abseits unserer Hütte und winkt mich zu sich ran.

War ja klar. Vielleicht kann ich seiner Tirade aber trotzdem noch zuvorkommen. “Ich weiß”, sage ich und hebe entschuldigend die Hände. “Danke, dass du uns heute aus der Patsche geholfen hast.” Ich gebe mir Mühe, möglichst beklommen dreinzuschauen.

Und einen Moment lang wirkt er überrascht. Vater hält kurz inne, nickt und legt dann seinen Kopf in den Nacken: “Ich würde euch nie im Stich lassen.” Er reibt sich seine Nase. Wie ich es tue. Dann schlägt er mir ins Gesicht. Mit der flachen Hand. Harmlos, aber es brennt höllisch. Böse funkele ich ihn an.

“Und ich bin auch nicht sauer, weil du gegen die Regeln verstoßen hast. Machen wir alle hin und wieder mal.”

“Und wofür war das dann?“, frage ich ihn und reibe mir die Wange.

“Weil du deinen Bruder mit reingezogen hast. Verdammte Scheiße, Leo! Du weißt doch, wie die Rute schmeckt. Ich will ihm das ersparen. Wenigstens solange es geht ...”

Darauf habe ich nichts parat. Keine schlaue Antwort. Er hat recht. Ich hätte das wirklich besser nicht getan. Auf meinem Rücken ist für immer eingraviert, wieso. Was sind schon ein, zwei Stunden Durst im Vergleich zu dem Stock?

Und trotzdem ... Ich kämpfe den Zorn nieder, der in mir aufsteigen will. Unterdrücke den spontanen Impuls, zu widersprechen. So ist es eben. *Sei ein Mann!*

“Es tut mir leid.” Mehr kann ich nicht sagen. Ich meine es so und ich meine es nicht so. Er hat recht, und trotzdem ... Es ist so unfair, dass er recht haben muss.

Vater seufzt hörbar auf und klopft mir dann versöhnlich auf die Schulter. “Lass uns essen, Sohn.”

Ich öffne die Tür zu unserer Hütte und schiebe den schweren Vorhang beiseite, der dabei helfen soll, die Fliegen und die Hitze im Sommer draußen zu halten. Wir haben ihn letzten Sommer selbst gebastelt. Stroh, Lehm und Kleie. Keine Ahnung, wie das überhaupt zusammenhält, aber es wirkt erstaunlich gut. Drinnen ist es zwar nicht wirklich kühl, aber doch um ein Vielfaches angenehmer als in der Gluthitze, die draußen trotz der vorgerückten Stunde noch immer anhält. Ich gehe zu Mama und drücke meine Stirn auf ihre. Sie ist eine kleine Frau mit gütigen Augen und von zierlicher Statur. Das harte Leben lässt sie älter aussehen, als man es mit dreißig tun sollte. Sie wirkt oft erschöpft, aber hat immer ein Lächeln für uns übrig, auch wenn es manchmal melancholisch wirkt. Mama drückt mich kurz und sieht mir ins Gesicht. Sie bemerkt die Rötung auf meiner rechten Wange und hebt fragend die Augenbrauen, aber ich zucke nur mit den Schultern. Sie glaubt ohnehin zu wissen, was passiert ist, und ich habe kein Interesse daran, sie zu korrigieren. Schlafende Hunde sollte man nicht wecken.

“Männer”, sagt sie und schüttelt demonstrativ den Kopf. “Muskeln wie die Ochsen–”

“Und Verstand wie die Spatzen”, piepst Chiara, die sich just in diesem Moment hinter unserem Rücken in die Hütte geschlichen hat. Vater schnaubt leise und nimmt meine Schwester auf den Arm.

“Verräterin”, sagt er und zerknautscht ihr sanft die Nase.

Kann mich nicht erinnern, dass er das je mit mir gemacht hätte. Also überhaupt mal in den Arm genommen.

Hat wohl auch seine Vorteile, ein Mädchen zu sein ...

Mama lacht und taucht einen Finger in die dickliche Brühe, die im Kessel vor sich hin brodelt.

“Dauert noch einen Moment”, sagt sie und schlägt mit dem Kochlöffel nach meinen Händen, die sich wie von selbst in Richtung Brot bewegt haben.

Missmutig verziehe ich das Gesicht. Es ist jeden Tag das Gleiche; sie ist immer zu spät dran. Ich weiß, dass sie es nicht mit Absicht macht, da sie selbst erst vor Kurzem von der Arbeit gekommen ist. Aber das ändert leider nichts an meinem Hungergefühl. Mit grummelndem Magen fläze ich mich in die Kohlengrube und warte auf das Signal zum Futter fassen. Die Grube steht im Sommer leer und ist der beste Ort im Haus. Dunkel, schattig, halbwegs kühl. Mein Refugium. Teilen muss ich es nur mit Gato, unserer Katze. Der alte Rattenfänger ist ein Veteran im ewigen Krieg gegen die Nagetiere, die unser Dorf rund ums Jahr belagern. Er schmiegt sich an mich und ich kraule ihm die Ohren. Vater geht zu Mutter, nimmt sie liebevoll in den Arm und legt ihr den Kopf auf die Schulter. Sie küsst ihn zärtlich und rührt weiter im großen Kupferkessel unseren Eintopf an. Sie lieben sich wirklich. Das kann bei Weitem nicht von jedem Paar im Dorf behauptet werden. Ich hoffe, Leila und ich können eines Tages dasselbe von uns sagen. Aber irgendwie ist mir dieser Gedanke auch peinlich. Laut aussprechen würde ich ihn jedenfalls nicht.

Als das Essen schließlich auf dem Tisch steht, kann ich mich nicht länger beherrschen. Es gibt Gerstenbrei mit Oliven, Knoblauch, einer Handvoll Zwiebeln und Nüssen und sogar ein paar

Speckstreifen. Und frisches, dampfendes Brot. Endlich. Obwohl die Frauen ebenso hart arbeiten wie die Männer, isst Mama immer weniger als wir. Sie sagt, das sei in Ordnung, Männer brauchen mehr. Meine Schwester beweist, dass sie lügt.

Nach dem Abendessen unterhalten wir uns über den Tag. Was Chiara in der Schule gelernt hat. Vater erzählt einen Witz. Und Mama schnappt nach Luft, als Francesco ihr von unserem kleinen Abenteuer erzählt. Dieser Volltrottel. Dafür wird er morgen Prügel beziehen. Nach einer weiteren Standpauke ziehen sich unsere Eltern in ihr Zimmer zurück, eine kleine Nische mit einem selbst gebauten Bett, das vom Rest der Hütte mit einem der schweren Vorhänge getrennt ist. Und ja, ich weiß, was sie dort tun. Und ich weiß auch, dass sie für gewöhnlich nicht mehr auftauchen, nachdem der Vorhang geschlossen wurde. Ich raffe mich von meiner Matte auf und bedecke meinen Geschwistern, die Klappe zu halten. Auch wenn wir oft streiten, haben sie mich noch nie verpetzt. Dann schleiche ich aus dem Haus.

*

Leila und ich treffen uns mittlerweile regelmäßig. Wie immer hinter dem großen Viehgehege, da, wo alle Ziegen, Schweine und Hühner des Dorfes gehalten werden. Nur die Ochsen sind woanders. Wir achten darauf, dass uns keiner sieht. Nicht, dass es verboten wäre, abends auszugehen. Die Römer wissen, dass ihnen das mehr schaden als nützen würde, aber wir müssen uns vor den Unsrigen verstecken. Vor Sitte und Anstand – im Grunde lachhaft. Wissen tun es sowieso alle. Nur sehen darf es keiner. Ich schleiche entlang des Zauns, hinter dem tagsüber die

Ziegen grasen, und halte kurz inne, als ich das Geschnatter von ein paar Dorfbewohnern aufschnappe, die ein Stück abseits von mir vorbeispazieren.

“Leo!”, flüstert Leila. “Hier.”

Sie kauert hinter dem Verschlag, der die Hühner beherbergt und lugt argwöhnisch um die Ecke. Leila ist fast einen Kopf kleiner als ich, hat dunkles, lockiges Haar und ein Gesicht, das aussieht wie vom Feuer geküsst. Rot, orange und voller Sommersprossen. Ihre bräunliche Tunika flattert im sanften Abendwind und das letzte Licht des Tages taucht ihr Gesicht in einen sanften Schimmer.

Meine kleine Karotte.

“Hallo, Schönheit”, sage ich grinsend und zwänge mich durch eine Lücke im Hühnerzaun.

“Hallo, Angeber”, erwidert sie lächelnd und gibt mir einen Kuss. Leila schnappt sich meine Hand und zerrt mich hinter sich her. Weg vom Dorf, weg von den Hütten und hinein in die Felder. Die Sonne ist untergegangen und dem sanften Sternlicht gewichen, mit dem Jupiter den Menschen nachts den Weg erhellt. Die Kornvipern schlafen zum Glück, sonst könnte man solche nächtlichen Ausflüge vergessen. Wir flechten uns ein Bett aus Halmen und legen uns hinein. Schauen in die Sterne und reden stundenlang. Über das Leben. Das Dorf. Unsere Familien und die Zukunft. Und nichts davon ist wichtig. Solange sie einfach nur bei mir liegt. Ihren Kopf auf meine Brust gebettet. Das ist der schönste Moment meines Tages. Nur wir zwei. Kein Römer, keine Arbeit, keine–

“Leo?” Ihre Stimme wirkt klein.

“Hmm?”

“Bist du glücklich?”

Die Frage erwischt mich auf dem falschen Fuß. "Bin ich ... Was?"
"Es ist nur ..." Sie richtet sich auf und stützt sich auf die Arme. "Bist du zufrieden? Mit dem, was wir tun?"

Mir wird sofort klar, wo dieses Gespräch hinführt. Und ich wünschte, ich wüsste es nicht. "Tja ..." Ich setze mich auf und reibe mir die Augen. "Wahrscheinlich?"

Meinen Großvater habe ich nie kennengelernt, aber der war auch Kornknecht, so wie seiner davor und der davor. Und vor Rom waren unsere Ahnen schon auch Bauern. Waren sie glücklich? Aber wen schert das überhaupt? Wieso reden wir ständig darüber? Leila schnaubt und rückt ein Stückchen von mir ab.

"Hast du kein Problem damit?", fragt sie.

Ich runzle die Stirn. "Womit?"

"Dass man uns nie gefragt hat."

Natürlich habe ich das. Aber was dann? Wem soll das was bringen? "Und wenn ich es hätte?"

Leila zuckt mit den Achseln. Seufzt. "Großmutter hat mir immer Geschichten erzählt. Geschichten aus einer Zeit, in der die Tiere noch reden konnten und das Brot nach Blumen roch." Sie greift nach einer vorbeiziehenden Sternschnuppe und blickt ihr traurig lächelnd hinterher. "Irgendwie habe ich wohl gehofft, dass ..." Sie ringt nach Worten. "Ach, ich weiß auch nicht. Das Leben ist so ... so ..." Sie lässt die Hand sinken und beschreibt einen Kreis um uns herum, deutet anklagend auf die Felder. "Ich will nicht, dass das alles ist." Beinahe flehentlich sieht sie mich an. Ein stummes *du doch auch?*, flackert in ihren Augen.

Eine Weile lang denke ich über meine Antwort nach. Eigentlich will ich ihr ja nur sagen, was sie hören will. Götter, ich sehe es ja selber so. Und selbst wenn nicht, ich bin verliebt – zum Hades mit meiner Meinung. Aber irgendetwas in mir lässt das nicht zu.

Ich muss ihr widersprechen und ich weiß einfach nicht, wieso.

“Im echten Leben muss man nehmen, was man kriegen kann”, sage ich.

“Sklaverei und als Lohn ein früher Tod?“, schlägt sie vor.

“Ein Dach über dem Kopf. Zu Essen. Sicherheit.” Mein Kinn juckt plötzlich.

“Sicherheit.” Leila schnaubt. Die Bitterkeit hat sich in ihre Stimme geschlichen.

Ich weiß, was sie gleich sagen wird. Leilas Bruder ist gestorben, als er erst sieben war. Der kleine Kerl hatte sich ins Feld geschlichen, um bei seinem Vater sein zu können. Die Sense seines eigenen Onkels hat ihn erwischt, weil er ihn im hohen Korn nicht kommen sah. Er hat sich nie davon erholt.

Und du auch nicht.

Mitfühlend blicke ich Leila an. Will sie in den Arm nehmen, aber sie windet sich davon und setzt sich aufrecht hin. Genervt reibe ich mir die Augen. Ich will mich nicht mit ihr streiten.

“Das mit Giulio war ein Unfall. Du weißt, wie leid mir das tut.” Das tut es wirklich. Er war so ein liebes Kind. Noch einmal greife ich nach ihrer Hand. “Aber Tragödien gehören zum Leben dazu.” *Nur müssen sie das so oft?* Ich schaufle mir hier mein Grab, aber irgendwie kann ich nicht aufhören. “Und ... sie sind auch nicht an allem schuld, Leila. Nicht immer.” Wieso sage ich nicht einfach, du hast recht? Bin ich dumm?

Jetzt zieht Leila eine Grimasse. Eine rote Zornesfalte erscheint auf ihrer Stirn. “Roma invicta!”, faucht sie spöttisch und salutiert so, wie die Soldaten es sonst tun. “An manchen Tagen hasse ich es hier so sehr, dass ich nachts nicht schlafen kann! Gerade du solltest das doch verstehen!” Sie deutet mit dem Kinn auf meinen Rücken. Dorthin, wo die Narben sind.

Leise seufzend zucke ich mit den Achseln. "Ich weiß. Entschuldige."

"Ahhh!" Sie schreit. "Entschuldige dich nicht ständig."

Genervt starre ich sie an. Das tue ich doch gar nicht. Und langsam hab ich diese versteckten Vorwürfe auch satt. Ist ja wohl kaum meine Schuld, dass wir hier geboren wurden. Aber Wut wird mir hier nicht helfen. Statt ihr zu antworten, knabber ich nur an meinen Lippen und starre Hilfe suchend in die Felder. Leider scheint das Korn auch heute wieder keinen Rat für mich zu haben. Irgendwie hat es das nur selten.

"Wir alle haben ihn geliebt, Leila", sage ich schließlich. "Es war einfach Pech." *Genial.*

"Ich sage ja nicht, dass du dich irrst. Die Götter wissen, ich wünschte mir auch, dass vieles anders wäre ..." Behutsam taste ich nach ihren Fingern, versuche die Worte zu finden, für das, was ich denke. Die Welt ist grausam? Sie schert sich nicht um uns? Bestimmt das, was sie hören will.

Wenn du sonst nichts sein kannst, sei romantisch, hat mir mein Vater mal geraten. Und der hat immerhin meine Mutter geheiratet. Was solls. "Du hast deine Familie, du hast Freunde und ...", ich schlucke kurz, "du hast mich."

Ich meine es so. Wirklich und ehrlich. Und trotzdem glühen meine Wangen rot vor Scham. Eine Weile lang sieht sie mich einfach nur stumm an. "Du bist ein Idiot", flüstert sie schließlich. Dann steht meine Verlobte auf und stolziert mit Tränen in den Augen zurück in Richtung Dorf.

Ihr jetzt hinterherzulaufen ist sinnlos. Das kenne ich schon. Entnervt lasse ich mich auf unser Strohbett fallen, das im Schein des Mondlichts aussieht wie ein überdimensioniertes Vogelnest.

Wieder nichts mit einer romantischen Nacht. Ich werde wohl

ewig Jungfrau bleiben. Dabei habe ich gesagt, was ich für das Beste hielt. Was für einen Sinn hätte es, mehr zu wollen? Als ob wir etwas ändern könnten ...

Traurig über unseren Streit und wütend auf mich selbst hefte ich den Blick aufs Firmament. Irgendwo da oben steht ja vielleicht die Antwort. Wir haben dieselben Götter, aber anders als die Römer, glauben wir nicht an den Tartarus oder das Elysium. Wir glauben, dass unsere Seelen zu den Sternen fliegen, wo sie sich unter die Riegen unserer Vorfahren einreihen, um den Lebenden den Weg vom Himmelszelt zu leuchten. Der Tag, an dem wir sterben, ist der Tag, an dem wir all die Menschen wiedersehen, die wir im Leben geliebt haben. Vereint in einem Meer aus Licht und Wärme, bis zu dem Tag, an dem die Sterne sterben – und die Dunkelheit alles verschlingt. Vielleicht wird ja dann alles einfacher.

Wenn dein Herz sich je verirrt, brauchst du nur nach oben schauen – stammt von irgendeinem großen Poeten meines Volkes. Oder jedenfalls behauptet Mama das gerne. Praktischerweise konnte sie sich nie an seinen Namen erinnern ... Könnte also genauso gut von ihr sein. Sie hatte schon immer einen Hang zu diesen Dingen. Blumige Worte und kitschige Gesten. Aber sie würde es trotzdem niemals zugeben. Knurrend schleudere ich einen Stein zum Himmel und blicke ihm hinterher. Vom wem auch immer nun der kluge Satz gewesen ist, der große Poet hat leider vergessen, zu erwähnen, wohin man schauen soll, wenn Wolken kommen. Und hier die drohen mir mit Regen.

Kapitel 2 - Pars Felicitates

Die Gemälde der Geschichte sind in Blut gemalt, ihre Bücher geschrieben auf dem Pergament der Toten. So war es immer und so wird es bleiben.

Tiberius Iunius Augustus, 227. Imperator Roms

Mit der Sonne erwacht das Land, sagt Mama. Ich bezweifle es, aber wer um diese Zeit auf jeden Fall erwacht, ist der gefiederte Teufel, den ich eigentlich zutiefst verabscheue. Heute kann er mir aber nicht mehr gefährlich werden. Es ist selten, dass ich vor ihm wach bin, doch wenn ich aufgeregt bin, kommt es vor. Als der Hahn endlich kräht, rolle ich mich ungeduldig von meiner Matte. Ich stehe auf und rüttle im Vorbeigehen am Vorhang vor der Nische meiner Eltern.

“Aufgewacht!”, belle ich in meinem besten römischen Befehlston. Dann stürme ich aus unserer Hütte, um mich hinterm Haus zu erleichtern. Ich schnappe mir die beiden Eimer am Hauseingang und laufe zum Bach. Hat seine Vorteile, so früh zu sein; niemand da, der mich vollquatscht. Ich werfe mir etwas kaltes Wasser ins Gesicht und gönne mir eine Katzenwäsche.

Wenigstens etwas von dem Nachtschweiß will ich mir abwaschen. Ich werde schon bald genug wieder stinken, aber die kurze Zeit am Tag, in der ich keinen Schmock auf der Haut fühlen muss, ist mir heilig.

Als ich mit vollen Eimern zurückkehre, sind meine Eltern und Geschwister auch auf den Beinen und haben mit den Vorbereitungen für das Frühstück begonnen. Mama mischt Posca an. Soll gesund sein, und viel Auswahl haben wir ja ohnehin nicht. Sie sagt, an den immersauren Geschmack gewöhnt man sich, wenn man älter ist. Aber sie hat auch nicht mit allem recht. Dazu wieder Gerstenbrei von mit einem Löffel Honig, Brot vom Vortag mit Olivenöl und eine Handvoll Feigen für jeden. Nachdem wir unser karges Mahl verzehrt haben, starte ich noch eine Kitzelattacke auf Chiara. Meine Schwester lacht wie wild und strampelt mit ihren kurzen Beinchen. Die Bestie ist schnell besiegt und es wird ohnehin Zeit, mich auf den Weg zu machen. Ich schnappe mir meinen Gürtel, ziehe die schweren Sandalen an und verlasse das Haus. Draußen wartet schon Ezio, der gleich bei uns um die Ecke wohnt. Wir gehen immer gemeinsam zum Schmiedelager, um uns die Werkzeuge für den Tag zu holen. Gerade als ich ihn begrüßen will, spüre ich, wie mich jemand an meiner Tunika nach hinten zieht. "Leo!", sagt meine Mutter und sieht mich vorwurfsvoll an.

"Ja?"

"Hast du nicht was vergessen?", fragt sie mit tadelnder Stimme. Leider weiß ich genau, was sie will. "Nicht vor Ezio, Mama", zische ich ihr zu. "Ich bin zu alt für den Quatsch."

"Ein Junge ist nie zu alt, um seiner Mutter einen Abschiedskuss zu geben", erwidert sie bestimmt. Mama stemmt die Hände in die Hüften und wirft mir einen Blick zu, den ich nur zu gut

kenne. Sie wird nicht nachgeben. Aber diesmal gebe ich auch nicht nach. Irgendwann muss ja mal Schluss sein.

“Heute schon, Mama.” Energisch schüttele ich den Kopf und schiebe sie von mir weg. Für einen Moment lang sieht sie traurig aus, fast gekränkt, aber dann lächelt sie mir zu und küsst mich auf die Hand, mit der ich sie auf Abstand halte.

“Dann geh, mein großer Junge”, sagt sie zwinkernd. Doch sie kann die Enttäuschung in ihrer Stimme nicht gänzlich unterdrücken. Ein Hauch von schlechtem Gewissen überkommt mich. Bevor ich weich werden kann, drehe ich mich um und laufe zu Ezio. *Sie wird es überleben.*

Mein bester Freund grinst mich dümmlich an und ich zeige ihm drohend meine Faust. “Komm doch”, stichelt er und hebt die Hände.

Nach einem kurzen Schlagabtausch machen wir uns auf den Weg zum Lager.

*

Der Tag zieht nur zäh ins Land. Am Himmel brennt mein Erzfeind und quält uns mit all der Gnadenlosigkeit, zu der nur der Sonnengott imstande ist. Die Römer nennen ihn Sol, die Griechen nannten ihn Helios. Ich nenne ihn arschloch. Aber heute kann er mich nicht entmutigen. Wenn wir den Tag hinter uns haben, wartet nämlich ein Lichtblick auf uns. Mit Ende August kommt auch das Ende der Erntezeit. Das wird hier von jeher mit einer Vinalia gefeiert und ist eine der wenigen Traditionen, die uns die Römer nicht untersagt haben. Im Gegenteil. Sie befürworten das sogar. Gut für die Moral. Außerdem sind ihre eigenen Traditionen den unseren nicht unähnlich. Am Ende des

Tages sind wir dann doch alle Italer – die Nachfahren von Etruskern, Griechen und Trojanern. Solange es ihnen zupasskommt, betonen sie das gerne. Zur Vinalia bekommen wir von ihnen Wein, süßes Aprikosenbrot, Ziegenfleisch und Cerevisia. Je nachdem, wie die Erntequote ausfällt, kriegen wir mehr oder weniger Leckereien. Wenn sie sehr schlecht ausfällt, werden wir allerdings bestraft. Als ob wir was dafür könnten, wie das Wetter wird. Aber dieses Jahr war sie gut. Sehr gut sogar. Also kein Grund, sich Sorgen zu machen.

Ich lecke mir unbewusst die Lippen, als ich an den Festschmaus denke, der uns nachher erwartet. Heute Abend wird sich die Plackerei gelohnt haben. Außerdem kommt bald der Herbst. Dann lässt die Hitze nach und mein Leben wird wieder etwas erträglicher. In Gedanken verloren schwinge ich die Sense und mähe mir meinen Weg durch den Ährenwald des letzten verbliebenen Feldes.

Dann, plötzlich, ertönt von irgendwo ein leises Zischeln. Kaum hörbar und doch so unverkennbar wie ein Blitz im Dunkeln. Bevor mein Bewusstsein überhaupt verarbeiten kann, was das Geräusch bedeutet, haben sich schon sämtliche Haare an meinem Körper gestäubt. Und das beklemmende Gefühl der Angst kriecht mir in die Brust.

Ob, bitte nicht. Meine Muskeln spannen sich an, mein Blickfeld verengt sich. Panisch suche ich den Boden zu meinen Füßen ab. Links, rechts, vor mir, unter mir.

Beweg dich nicht! Halt still!

Das Zischen wird lauter. Kurz bevor die Viper zustößt, reibt sie die großen Schuppen ihrer Schwanzgabel aneinander und erzeugt dabei ein Geräusch, das so ähnlich klingt, als würde man mit einem Nagel über Schiefer kratzen. Ihre letzte Warnung. In

Tylia nennen wir es das Kreischen des Todes. *Wenn die Schlange kreischt, zähl bis drei und spring.* So hat Vater es mich gelehrt. Fieberhaft gleiten meine Augen über den Acker. Dabei weiß ich, dass es sinnlos ist, sie zu suchen. Die Kornvipern sind klein – höchstens eine Elle lang, meistens deutlich kürzer. Und sie sind perfekt getarnt. Selbst wenn man weiß, wo sie stecken, ist es schwer, sie mit bloßem Auge zu erkennen. Ihre Kontur verschwimmt vor dem Hintergrund des Bodens und die ganzen Kornpflanzen, die hier verstreut am Boden liegen, machen es mir unmöglich, sie jetzt noch zu finden. Ich atme tief durch und schließe die Augen.

Du hast nur eine Chance.

Wie gebannt lausche ich in die windlose Stille der Mittagshitze. Da war das Zischen wieder. Diesmal lauter. Von links? Da noch mal. Doch von hinten? Ich habe kaum noch Zeit.

Beruhige dich.

Dann das Kreischen.

Eins.

Ich muss nach vorne springen. Von da kam kein Geräusch. Hoffe ich.

Zwei.

Mein Vater hat mir nie gesagt, wie schnell ich zählen soll ...

Drei.

Mit aller Kraft stoße ich mich ab und werfe mich nach vorn. Meine Knie sind weich geworden von der Furcht, eigentlich falle ich mehr, als dass ich springe. Bäuchlings lande ich im Feld und begrabe ein paar der Pflanzen, die der Sense entkommen sind, unter mir. Verharre regungslos am Boden. Ich horche in mich hinein, will fühlen, ob ich den Biss spüre, aber mein Herz rast so heftig, dass ich kaum noch etwas anderes wahrnehme.

Atme. ATME!

Und dann bemerke ich doch etwas. An meinem Fuß. Kein Schmerz. Es fühlt sich eher an, als ob da etwas zappelt. Hektisch rolle ich mich auf den Rücken und blicke an mir hinunter. Die Schlange hat sich an meiner Ferse in den Sandalen verfangen. Normalerweise lassen die Vipern sofort nach dem Biss von ihrem Opfer ab und warten darauf, dass ihr Gift seine Wirkung entfaltet, aber dieses gottverdammte Vieh hat so fest zugebissen, dass es sich mit seinen kleinen Zähnen im dicken Leder meiner Caligae verfangen hat.

Ich starre die Schlange an. Kurz bin ich wie versteinert, doch dann spüre ich, wie Zorn in mir emporsteigt. Die lähmende Angst, die ich bis gerade noch verspürt habe, wird von der Wut hinweggefegt und in meine zitternden Gliedmaßen kehrt die Kraft zurück.

“Nicht heute, du Mistvieh!”, presse ich durch die gefletschten Zähne. Mit meiner linken Hand ergreife ich die Schlange am Schwanzende und beginne, wie wild an ihr zu zerren. Ob sie nicht loslässt, weil sie nicht will oder nicht kann, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass sie wie festgenagelt an meiner Sandale hängt. Wieder und wieder versuche ich, sie loszureißen, doch das Biest klebt förmlich an mir.

Du hast es so gewollt.

Mit der rechten Hand löse ich meine Sichel vom Gürtel und bevor ich groß darüber nachdenken kann, schlage ich zu. Ich brülle. “FICK! DICH!”

Mein Streich erfolgt mit einer Präzision und Selbstverständlichkeit, die nur erlangt, wer ein und dieselbe Bewegung unzählige Male ausgeführt hat. Die Schlange ist nur ein Halm aus Korn. Ich habe Millionen davon geschnitten. Ihr Körper wird

direkt unterhalb des Kopfes abgetrennt und fällt sofort zu Boden, wo er sich eine Weile weiter windet. Der Kopf selbst hängt immer noch an meiner Sandale fest, aber das Licht in den Augen der Schlange ist erloschen. Sie ist tot.

Unfähig, mich zu bewegen, sitze ich da und betrachte den kleinen Schädel der Kreatur, der jetzt auf morbide Weise das Fersenstück meiner Sandale zierte. Irgendwann gelingt es mir dann, mich aus meiner Starre zu lösen. Vorsichtig löse ich die Überreste der Viper mit dem Erntemesser von meiner Sandale und werfe den Kopf des Tieres in hohem Bogen zurück ins Feld. Mit zitternden Händen ziehe ich meinen Schuh aus. Taste mit den Fingerkuppen umher.

Keine Bissspuren. *Ceres sei gepriesen.*

Fassungslos beginne ich zu lachen. Mittlerweile sind ein paar der anderen Männer gekommen, die mich haben schreien hören. Ungläubig blicken sie auf den Kadaver des Tieres, der zu meinen Füßen liegt. Es kommt nicht oft vor, dass einer von uns den Kampf gegen die Schlange gewinnt. Meistens geht es anders aus.

“Junos Titten!”, staunt Marco, der jüngere Bruder meines Vaters, und verwuschelt mir die Haare. “Der Kleine hat genauso dicke Eier wie sein Onkel.” Er lacht derb und zieht mich dann auf die Beine. Sie zittern noch immer. Ich tue so, als müsste ich mir die Sandalen schnüren, damit er es nicht sieht. Der Reihe nach gratulieren mir die Männer des Dorfes und wüste Scherze machen die Runde. Schlaffe Nudel und so was.

Ich weiß, dass man sich in solchen Situationen bescheiden geben sollte, aber als Francesco mich stolzentbrannt anhimmelt, fällt es mir schwer, mein Grinsen zu verstecken. Spätestens nach dem Lob meines Vaters versage ich dabei. Und für einen kurzen Moment lang vergesse ich sogar, dass die Sonne mir immer noch

im Nacken brennt. Kurz darauf kommt dann Tianus, der alte Säufer, und verdirbt es. "Ihr habt einen Wurm erlegt. Wollt ihr jetzt eine Siegestsäule? Zurück an die Arbeit, faules Pack!" Seine Peitsche knallt laut über unseren Köpfen.

"Fortunas Gunst ist meist von kurzer Dauer", flüstert mein Vater mir mit einem Lächeln zu.

Onkel Marco lacht. "Weil sie eine Schlampe ist."

*

Als wir abends ins Dorf zurückkehren, bin ich schon in aller Munde. Irgendwie absurd. Von der Schippe des Todes in Fortunas Schoß. Die, die mich mögen, beglückwünschen mich, die anderen tun wenigstens so, als hätten sie es vorgehabt. "Ganz der Vater", sagen sie. Irgendwie sagt man das oft zu mir. Und dann kommt Mama durch die Menge geschossen, wie die Sense durchs Korn. Sie drückt mich an sich und nimmt meinen Kopf in ihre Arme, obwohl sie so viel kleiner ist als ich.

Bitte lass Ezio das nicht sehen.

"Geht es dir gut, Kind? Bist du auch nicht verletzt?"

Ich versuche, möglichst gelassen zu wirken. "Ich lebe ja noch. Alles in Ordnung, Mama."

Sie ist nicht überzeugt. Bedrängt mich vor all den Leuten. Götter, ist das peinlich. Aber wenn ich sie nicht beruhige, wird sie nicht klein begeben. Also zeige ich ihr, dass alles in Ordnung ist. Zeige ihr die Bissstelle an der Sandale, meine Haut darunter. Beteuere mehrfach, dass es mir gut geht. Und endlich lässt sie von mir ab. Als die Aufregung abgeflaut ist, wendet sich das Dorf wieder dem eigentlichen Höhepunkt des Abends zu, der Vinalia. Während die Männer auf den Feldern waren, haben die

Frauen auf dem Dorfplatz bereits die großen Holztische aus den Scheunen geholt und eine lange Tafel errichtet, auf der die Speisen serviert werden sollen. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie Beato, unser Dorfvorsteher, etwas mit einigen Römern bespricht, die mit drei Eselskarren am Dorfeingang warten. Unsere Festtagsrationen! Ich sehe Krüge voller Wein und Cerevisia. Aprikosenbrot. Große Kisten voller Früchte. Ein ganzer Topf mit Salz! Und auf einem Wagen liegt sogar eine Zither. Ich habe erst einmal in meinem Leben ein Instrument gehört und das ist schon so lange her, dass ich mich kaum daran erinnern kann. Wir haben im Dorf auch nur eine einzige Saitenbändigerin, die damit umzugehen weiß – Bianca, unsere Kräuterfrau. Sie ist uralt, aber irgendwie sieht sie gar nicht so aus. Ich hoffe, dass sie nachher für uns spielen wird. Vom Dorfplatz her steigt mir der Geruch von bratendem Fleisch in die Nase. Die Ziegen brutzeln auf den Spießern und das Aroma raubt mir die Sinne. *Wenn es doch nur losginge.* Mit einem Fußtritt verscheuche ich Gato, der sich, näher als mir lieb ist, an das stark duftende Ziegenfleisch geschlichen hat. "Fang lieber ein paar Ratten."

Als die Sonne zu sinken beginnt, ist es endlich so weit. Die Tafel ist gedeckt, die Feuer brennen, das ganze Dorf ist versammelt und wir sitzen auf unseren Plätzen. Ezio zu meiner Linken, Leila zur Rechten. Sie haucht mir ein spöttisches "mein Held" zu. Seit unserem Streit sind zwei Wochen vergangen und mittlerweile hat sie mir längst wieder vergeben. Sie regt sich schnell auf, aber genauso schnell beruhigt sie sich dann wieder. Auch das mag ich an ihr. Da von uns noch niemand verheiratet ist, sitzen wir noch mit am Tisch für die Kinder, obwohl wir rechtlich gesehen volljährig sind. Aber mittlerweile fühlt sich das auch aus anderen Gründen falsch an.

Die Festtagsrede wird, wie jedes Jahr, von Julius Curiatius gehalten, dem Präfekten der Verwaltungszone, dem auch unser Dorf untersteht. Mit dieser Darbietung will Rom sicherstellen, dass wir auch wissen, wem wir diese Gnade zu verdanken haben. Zu seinem Leidwesen muss er dafür aber jedes Mal seinen Amtssitz in Volterra verlassen und den ach so beschwerlichen Weg nach Tylia auf sich nehmen. Der Arme ist dann fast zwei Stunden unterwegs und hat sich wohl schon oft darüber beklagt, dass die Straßen hier eine Zumutung seien – voller Schlamm und kaum geeignet für die Reise zur Sänfte. Mein Herz blutet für ihn.

Der dürre Mann mit der viel zu schmalen Nase steigt auf das improvisierte Podium, das seine Soldaten ihm am Kopf der Tafel errichtet haben. Obwohl er es besser wissen sollte, scheint er die hungrigen, ungeduldigen Blicke der Dorfbewohner auch dieses Jahr wieder mit ehrlichem Interesse zu verwechseln. Das, oder er genießt es, uns auf die Folter zu spannen.

“Tylianer! Stolze Italer. Treue Vasallen Roms!”

Oh, bitte. Leila und ich rollen mit den Augen.

“Ein weiterer Sommer neigt sich dem Ende zu. Eine weitere Ernte wurde eingebracht. Eine gute Ernte! Eine gute Quote!”

Das zumindest stimmt. Wir trommeln mit unseren Fäusten auf die schweren Holztische. Er schwadroniert noch eine Weile über unsere glorreichen Verdienste und betont mehrfach, wie wichtig “Menschen wie wir” sind. Er fabuliert, dass – wenn auch nicht im Blute – wir im Herzen, doch alle Römer seien. *Na klar*. Man muss ihm allerdings lassen, dass die Rede dieses Jahr deutlich euphorischer ausfällt als die vom Vorjahr. Die Quote muss wirklich gut gewesen sein. Viel Zuckerbrot, kaum Peitsche heute.

“So arbeiten wir denn alle gemeinsam, unermüdlich, Hand in

Hand daran, unseren Pflichten an unser aller Mutter nachzukommen!” Selbst Ezio schüttelt mittlerweile den Kopf.

“Wenn er nicht gleich aufhört, wird mir schlecht”, flüstert er.

“Und wie immer, ist Rom euch auch dankbar. Die Ewige Stadt liebt all ihre Kinder. Mit diesen Gaben”, er deutet auf die Speisen auf der Tafel, “zeigt sie euch ihre Liebe!” Vereinzelt brandet Beifall auf. “Doch ich weiß, dass ihr nicht hier seid, um mich alten Mann reden zu hören.” Er lacht gekünstelt. “Darum schlagt euch jetzt die Bäuche voll mit den Delikatessen, die ihr vor euch seht! Trinkt, singt, lacht und tanzt, so wie es Bacchus wohl gefällt!” Julius Curiatius hebt seinen Weinbecher, den ihm einer der Soldaten gereicht hat, und prostet uns zu. “Roma invicta!”

“Roma invicta!”, antworten wir wie aus einem Mund. Nur Leila schweigt. Hoffentlich hat er das nicht bemerkt.

Curiatius grinst zufrieden. “Dann erkläre ich die Vinalia hiermit für eröffnet!” Das Dorf jubelt. Applaus für den Stiefel ... Ich will nicht klatschen. Und tue es trotzdem. Eigentlich sollte ich wütend sein, aber wenn ich in die lachenden, ausgelassenen Gesichter meiner Eltern, Freunde und Geschwister blicke, komme ich nicht umhin, ein wenig Dankbarkeit zu empfinden.

Genieß doch einfach den Moment. Nicht immer so viel denken.

Wir schlagen die Zähne in gebratenes Ziegenfleisch, gerösteten Käse und allerlei Gemüsesorten. Zum Abschluss gibt es Aprikosenbrot mit Honig. Der Höhepunkt des Abends allerdings beginnt nach dem Festmahl, nachdem die Römer sich in ihre Garnison verzogen haben. Da ich vor Kurzem fünfzehn geworden bin, also volljährig nach dem Recht der Besiegten, darf ich zum ersten Mal im Leben unverdünnten Wein trinken. Und da sich das hier normalerweise keiner leisten kann, ist der heutige

Tag gleich doppelt wertvoll. Wir füllen unsere Becher mit dem roten Rebensaft und stürzen ihn gierig hinunter. Er ist süßer als ich dachte. Und trotzdem bessern wir mit Honig nach. Der Abend schreitet munter voran, wir lachen und singen die Lieder unseres Volkes, das halbe Dorf ist betrunken.

“Probier mal das hier.” Ezio kommt mit einer halb vollen Vase Cerevisia um die Ecke, die er irgendwo von der Tafel stibitzt hat. Ich halte ihm den Becher hin, den er mir bis zur Oberkante füllt, und nippe neugierig an dem gallischen Getränk.

Mir entgleist das Gesicht. Ich wusste nicht, dass etwas dermaßen bitter schmecken kann. Nur mit Mühe gelingt es mir, die Abscheulichkeit herunterzuwürgen.

“Schmeckt wie Pferdepisse, oder?” Ezio grinst und nimmt einen Schluck.

“Wer das gebraut hat, gehört gekreuzigt”, stoße ich schauernd hervor.

“Runter jetzt damit, Effeminatus!”

Götter, ich hasse so was. Wieso fühle ich mich so genötigt, das jetzt zu trinken? Es schmeckt doch scheiße. Ich könnte ja auch einfach Nein sagen. Noch während ich den Becher missmutig beäuge, taucht Leila auf und schnappt ihn mir aus der Hand. Das zierliche Mädchen, das bestimmt vierzig Pfund weniger wiegt als ich, leert den Becher in einem einzigen Zug. Und verzieht keine Miene. “So viel zu Effeminatus”, sagt sie und fixiert Ezio mit gehobenen Augenbrauen.

“Deine Verlobte ist mehr Mann als du.”

“Und trotzdem schöner als deine”, gebe ich zurück. Livia sitzt ein paar Tische weiter bei ihrer Familie, sonst hätte ich das nicht gesagt, aber ich kann sehen, dass ihm das Thema direkt unangenehm ist. *Selber schuld.*

“Ihr seid beide Idioten”, stellt Leila fest.

Dann ertönt der Klang der Zither. Die alte Bianca hat sich unter die Steineiche gesetzt und begonnen zu spielen. Wenn man ihre Finger über die Saiten fliegen sieht, ist es schwer zu glauben, dass sie schon über siebzig sein soll. Nach und nach bildet sich eine Traube aus Menschen um sie herum. Wir gesellen uns auch dazu, setzen uns auf den Boden und lauschen ihrem Spiel. Bianca beginnt mit langsamen Liedern. Balladen über die Geschichte unseres Volkes. Tragödien aus grauer Vorzeit, Lieder über die Heldentaten unserer Vorfahren. Und Märchen von fernen Tälern, in denen die Bäche mit Wein gefüllt sind und es niemals Winter wird. Ein paar der älteren Frauen begleiten ihren Gesang, die Männer trommeln im Takt. Mit fortschreitender Stunde werden die Lieder dann schneller. Der Rhythmus schwillt an, die Melodien werden fröhlicher. Hierzu kann man sich bewegen. Nach und nach erheben sich die ersten Pärchen und beginnen, das Tanzbein zu schwingen, darunter auch meine Eltern. Ich muss lächeln. Dann packt mich Leila an der Hand und zieht mich auf die Beine.

“Ich kann das nicht”, sage ich zu ihr und schüttele den Kopf.

“Na und? Ich auch nicht”, erwidert sie lachend und zieht mich mit sich in die Reihen der Tanzenden. Selten habe ich mich so blamiert. Oder jedenfalls kommt es mir so vor. In Wahrheit hat wahrscheinlich niemand auf mich geachtet. Aber ich habe Leila glücklich gemacht. Nur das zählt.

Nachdem Bianca aufgehört hat zu spielen, zerstreut sich die Menge wieder und die Grüppchenbildung beginnt.

Leila entschuldigt sich kurz und entschwindet in Richtung der Tafel. Ich stoße zur Gruppe meiner Eltern. Sie unterhalten sich mit Freunden aus dem Dorf. “Hallo, Sensenmann”, begrüßt

mich mein Vater mit einem Lachen.

“Was?”

“So nennen sie dich”, erwidert er lachend.

“Es war eine Sichel”, sage ich unsicher.

“Sensenmann hat mehr Klang.” Die Stimme gehört Leilas Vater. Er legt mir die Hand auf die Schulter und drückt mich sanft.

“Unbestreitbar”, stimme ich ihm zu.

Eine Weile lang dreht das Gespräch sich im Kreis. Wer das meiste Korn geschlagen hat. Hochzeiten. Wer schwanger ist. Die Gesundheit der Eltern. Unser Auftritt beim Tanzen. “Paolo konnte das auch nie”, erinnert sich Leilas Mutter mit einem Grinsen im Gesicht. “Er ist Ramina damals ständig auf die Füße getreten.” Sie stupst mich auf die Nase. “Scheint, als käme mein Schwiegersohn ganz nach seinem Vater.”

“Ja”, kommentiert meine Mutter mit wehmütigem Blick. “Ganz der Vater.”

So viel dann dazu, dass es niemand bemerkt hat. Beschämt blicke ich zu Boden. Ich hätte es doch lassen sollen.

“Kopf hoch!”, sagt Leilas Mutter lachend. “Das kann man lernen. Und außerdem gibt es heute gute Neuigkeiten, glaube ich.” Mit einem Augenzwinkern streicht sie an mir vorbei und geht zurück zur Tafel.

Sie sieht wirklich genauso aus wie Leila. Nur ... voller. Im selben Moment nimmt mein Vater Leilas Vater beiseite. Sie gehen ein Stück in die Schatten. Dahin, wo es ruhiger ist.

“Sie diskutieren die Mitgift aus”, raunt mir Mama zu. “Ich glaube, sie sind sich endlich einig geworden.”

“Hm ...”, mache ich bloß. Als wäre das keine große Sache. Sie stößt mich in die Flanke. “Freu dich! Leila ist ein tolles Mädchen. Ich hab sie gern.”

“Ich auch”, entgegne ich verlegen.

Lupus in Fabula. Da steht sie am Türpfosten einer der großen Kornsilos und bedeutet mir mit einer Handbewegung, dass ich herüberkommen soll. Als ich zurückwinken will, hebt Leila beschwichtigend die Hände und legt den Finger vor den Mund. *Halt die Klappe*, versucht sie mir zu sagen. Also tue ich so, als hätte ich sie nicht gesehen und rede weiter mit Mama.

“Ich glaube, Ezio hat mich gerufen”, sage ich fadenscheinig und tue so, als blicke ich zu ihm in Richtung Tafel.

Mama hebt spöttisch die Augenbrauen. “Tatsächlich? Ich habe nichts gehört.”

“Doch, ich bin mir sicher.”

Lächerlich.

Ich will gerade gehen, als Mama mich am Schlafittchen packt und festhält. “Ihr müsst mich für blind oder blöd halten.” Sie lächelt wissend. “Geh zu ihr.” Aus großen Augen sehe ich sie an. “Was?”, fragt sie lachend. “Ich war auch mal jung.” Etwas leiser fügt sie hinzu: “Aber lasst euch nicht erwischen.”

Bacchus sei Dank, sind meine Wangen schon rot vom Wein, sonst würde sie sehen, wie sehr ich mich jetzt schäme. Ich murmele etwas Unverständliches und lasse meine Mutter bei den anderen stehen. Obwohl ich ertappt worden bin, gehe ich trotzdem erst noch zur Tafel, schnappe mir ein Stück Fleisch und tue dann so, als müsste ich mal. Dann verschwinde ich in den Schatten der Dorfgrenze und schleiche mich entlang der Büsche außenrum zurück.

“Wohin des Wegs?” *Ezio.*

“Ich ... äh ... muss die Speichertore schließen. Für die Nacht.”

“Klar”, entgegnet er spöttisch. “Machst du ja sonst auch immer.” Mein Freund zieht eine Grimasse und boxt mich in den

Bauch. "Geh schon. Ich hab sie warten sehen. Scheiß Glückspilz."

Da ich nicht weiß, wie ich reagieren soll, zucke ich entschuldigend mit den Schultern. Trotzdem muss ich grinsen. "Ein Glück, das auch auf dich warten könnte. Livia mag dich, glaube ich."

"Mach's dir selbst."

Diesmal weiche ich seinem Schlag aus und gleite knapp an ihm vorbei. "Heute hoffentlich mal nicht."

Ezio schnaubt. "Ich pass auf, dass sich niemand in den Speicher verirrt."

Verlegen nicke ich ihm zu. Im Grunde ist er doch ein guter Kerl. "Hm. Danke."

Nachdem ich Ezio im Dunkel der Dorfgrenzen zurückgelassen habe, erreiche ich das Silo auf der zur Siedlung abgewandten Seite und klettere durch eines der Belüftungsfenster hinein. Ziemlich eng, aber ich kann mich gerade so hindurchzwängen. Auf dem Sims halte ich inne. Das ist hoch. Ich bin bestimmt acht Ellen über dem Boden. Ein vertrautes Ziehen in der Magen-grube erinnert mich daran, dass Höhen und ich uns noch nie gut verstanden haben. Aber jetzt ist kein guter Zeitpunkt, um sich anzustellen. Leila hat mich bemerkt.

Unter mir liegt massenhaft getrocknetes Korn. Es ist noch nicht gedroschen worden. Ich lasse mich in die Pflanzen fallen und lande mit einem leisen Knistern auf dem Boden. "Hallo, Angeber", sagt meine Verlobte.

"Hallo, Schönheit", vollende ich unser kleines Ritual. Wir küssen uns. Ich kann den Wein auf ihrer Zunge schmecken.

Heute ist es so weit.

Ich weiß es. Mein Herz schlägt wild in meiner Brust. Was soll ich jetzt sagen? "Leila, ich ..." Sie drückt mir einen Finger auf den Mund und schüttelt den Kopf. Dann deutet sie mit einer

kleinen Öllampe zur Decke des Silos. Leitern verbinden die vier Etagen des ovalen Gebäudes miteinander, die einzelnen Ebenen bestehen nur aus Gebälk und einer dünnen Decke; die meisten Lager sind zum Bersten voll mit unserer Ernte.

“Dort oben kann uns niemand sehen”, flüstert sie. Kurz huscht ein Schatten von Nervosität über ihr Gesicht, aber dann presst sie die Lippen aufeinander und lächelt wieder. “Oder hören.”

Sie zwinkert und mir schießt das Blut ins Gesicht. Mühelos fliegt sie die Sprossen empor, das Licht der Lampe tanzt flackernd über die Wände. Ich vergesse oft, dass die Frauen ja ständig in den Silos arbeiten. Das hier ist quasi ihr zweites Zuhause.

“Leila ...”, sage ich zögernd. “Hältst du das wirklich für eine gute Idee?”

Sie bleibt kurz auf der Leiter stehen und dreht sich mit einem Grinsen im Gesicht zu mir. “Nein.” Dann klettert sie weiter.

Ach, verflucht. Jetzt oder nie. Heute ist dein Tag.

Mit klopfendem Herzen steige ich ihr hinterher. Oben angekommen, fällt mein Blick unwillkürlich auf eine große Strohmatten, die ausgerollt für uns bereit liegt. Macht sie das für mich oder für sich?

Leila greift nach meiner Hand und zieht mich behutsam zu sich auf die Matte. Wieso wird mir plötzlich so übel? Sanft drückt sie mich nach unten. Götter, sie riecht so gut. Ich atme ihren Duft ein, spüre ihren warmen Atem auf meinen Lippen. Kein Zurück mehr. Wir küssen uns und ich fühle, wie ihre Hände damit beginnen, meinen Körper zu erkunden. Wahrscheinlich sollte ich das jetzt auch tun, oder? Ich komme mir so dumm vor.

Leila versucht, mir die Tunika auszuziehen, aber sie hat sich

irgendwo verklemmt. Ich helfe ihr. Dann streift sie sich ihre ab. Es ist das erste Mal, dass ich Leila ohne Kleider sehe.

“Starr nicht so”, sagt sie leise. Aber Leila lächelt.

Wir umarmen uns und lassen uns wieder auf die Matte fallen. Fest verschlungen rollen wir umher. Unbeholfen. Aufgeregt. Mein Körper drückt sich gegen ihren. Dann küsse ich ihren Hals. Leila stöhnt leise und mir fährt ein Schauer über den Rücken. Götter, mein ganzer Körper fühlt sich an, wie unter Wasser. Mir ist heiß und mein Herz rast.

Verdammt, jetzt rei dich zusammen. Du weißt, wie es geht.

Wieder küsse ich ihren Hals. Dann gehe ich tiefer.

In der Theorie.

Mein Onkel meinte mal, das mögen die Frauen. Ich hoffe, er hat damit recht. Stück für Stück arbeite ich mich nach unten vor. Und stoße gegen die Öllampe, die an der Leiterluke steht.

Kapitel 3 - Vae Victis

Die Absicht ist der Konsequenz egal.

Römisches Sprichwort.

Ungläubig starre ich der Lampe hinterher, die durch das Loch verschwindet. Für einen Augenblick ist alles schwarz. Dann ein leises Scheppern, das Geräusch von zerbrechendem Ton. Und plötzlich ist das Licht zurück. Es ist viel heller als zuvor.

Oh, bitte Nein.

“Leo ...”, sagt Leila verwirrt.

“Steh auf. Wir müssen hier raus”, krächze ich.

“Was ist denn passiert?“, fragt sie mit sorgenvoller Miene.

“Sofort!” Fast hätte ich geschrien. Mühsam unterdrücke ich die aufsteigende Panik. Ich rolle mich von ihr hinunter und taste nach meiner Tunika. “Feuer”, flüstere ich gepresst.

Der Geruch von brennendem Öl und kokelndem Korn kriecht mir in die Nase. Eilends werfen wir uns die Kleider über und hasten zur Leiter. Wir müssen das löschen. Als ich herunterblicke, gefriert mir das Blut in den Adern. Die Öllampe ist geplatzt wie eine reife Frucht und ihr Inhalt hat sich über die seit

Tagen vor sich hin trocknenden Pflanzen ergossen. Sie brennen wie Zunder. In wahnsinnigem Tempo greift das Feuer um sich und der Teil des Erdgeschosses, den ich von hier oben sehen kann, steht bereits in Flammen. Es züngelt schon an den Füßen der Leiter. Frustriert heule ich auf.

Atmen. Bleib ruhig.

“Leila, wir müssen da jetzt runter.” Ich drücke ihre Hand.

Verunsichert sieht sie mich an. “Durch ... das Feuer?”

Ich schüttele den Kopf. “Das Fenster im zweiten Stock. Da klettern wir nach draußen. Der Fall ist tief, aber besser, als hier oben zu verbrennen.” Wahrscheinlich würden wir am Rauch ersticken, lange bevor die Flammen uns erreichen. Aber das muss ich ihr jetzt ja nicht sagen.

In halsbrecherischem Tempo klettern wir die Leiter runter. Leila schiebt sich die Tunika vors Gesicht. “Gegen den Qualm.” Ich nicke und tue es ihr gleich. Es ist hier wie in einem Kamin. Die Funken sprühen uns von unten entgegen und man kann kaum noch etwas sehen.

Unfassbar, wie schnell das geht.

Als wir die zweite Etage erreichen, spüren wir die Hitze der Flammen, die unter uns toben. Es fühlt sich an wie eine Wolke von tausend kleinen Nägeln, die mir gleichzeitig die Haut durchbohren. Das dünne Holz unter meinen Füßen beginnt unheilvoll zu knacken. Ceres sei Dank, schaffen wir es noch rechtzeitig zum Fenster. Ich helfe Leila hinauf und sie schlüpft hindurch.

“Spring!”, keuche ich ihr zu. Ich kann mein Husten nicht länger unterdrücken. Der Rauch beißt mir in die Lunge und jeder Atemzug macht es schlimmer. “Wir müssen hier weg, bevor uns jemand sieht!”

“Das ist scheiße tief”, zischt sie mich an. Leila flucht sonst nie.

Dann springt sie. Als sie weg ist, ziehe ich mich hoch und zwänge mich kopfüber durchs Fenster. Und bleibe stecken. Fassunglos starre ich auf die dunklen Felder, auf denen jetzt eine Armee von Schatten tanzt. Die Außenwand des ersten Stocks steht bereits in Flammen. Wenn ich mich nicht beeile, verbrenne ich hier noch allen Ernstes. Husten und keuchend stemme ich mich gegen den Rahmen. Zerre mit aller Macht nach vorn.

Komm schon. Komm schon!

Ein Knirschen, dann bin ich durch. Zu viel Schwung. Auf dem schmalen Sims verliere ich sofort wieder den Halt und segle kopfüber in die Tiefe. Zu meinem Glück verkantet sich einer meiner Füße im Fenster. Ein kurzer, reißender Schmerz im Bein, aber der Fall ist gebrochen. Blind tastend suche ich nach einem Stück Holz an der Fassade unter mir, um mich festzuhalten. Meine Augen sind vor lauter Qualm am Tränen und das Feuer unter mir blendet mich völlig.

Ist das der Boden?

Ich fluche leise vor mich hin, um die Panik zurückzuhalten. Jeden Moment werde ich fallen.

Du musst mit den Füßen landen. Weg von den Flammen!

Mit einer Verwünschung auf den Lippen reiße ich mich wieder los und stoße mich von der Wand ab. Ich kippe mehr, als dass ich springe, drehe mich in der Luft – und falle mit den Füßen voran. Der Aufprall reißt mir die Beine weg. Instinktiv rolle ich ab und knalle dabei voll mit dem Gesicht aufs Knie. Meine Lippe platzt auf und mir schießt Blut aus der Nase. Alles dreht sich. Ich schmecke Rost und Gras.

Dann ist Leila über mir. “Leo, steh auf!”, flüstert sie mir eindringlich zu. Irgendwie hat sie es unbeschadet runter geschafft. Leila versucht, mich hochzuziehen. “Da vorne sind schon Leute.”

Auf der anderen Seite des qualmenden Gebäudes hören wir Stimmen. Die Dorfbewohner haben das Feuer bemerkt und die Schnelleren unter ihnen versammeln sich vor dem Siloeingang. Unter Stöhnen raffte ich mich auf. Nicht nur mein Schädel tut mir weh, auch in meinem linken Bein will irgendetwas nicht so, wie ich will. Gestaut, gerissen oder schlimmer. Leila stützt mich und macht mir Mut. "Wir müssen es nur ins Feld schaffen", sagt sie. Dann humpeln wir los.

Hinter uns bricht das Chaos aus.

"FEUER!", schreien die Stimmen.

"Vulcanus' Zorn!"

"Holt die Eimer!"

"Zum Bach! Alle Mann zum Bach!"

War das mein Vater?

Wie durch ein Wunder scheint uns niemand gesehen zu haben. Während wir so weit und so schnell, wie es uns möglich ist, in die Felder laufen, entflammt das Silo im Dorf lichterloh. Das Feuer erleuchtet die Nacht taghell und ich bilde mir ein, seine Hitze sogar hier noch zu spüren. Da ist nichts mehr zu retten. Ich schlucke hart. Durch den Nebel der Kopfschmerzen formt sich nur ein einziger klarer Gedanke.

Die Römer.

Das werden sie uns nicht durchgehen lassen. Irgendjemand wird dafür bezahlen müssen. Und wenn sich kein Schuldiger finden sollte ...

Ihr Götter, nein.

"Leila." Ich bleibe stehen und ziehe sie an der Hand.

"Was?" Mit aufgerissenen Augen starrt sie mich an. "Wir müssen hier weg, Leo. Weit weg." Sie zittert, aber sie klingt entschlossen. Sie weiß, was wir getan haben.

“Wir müssen zurück”, sage ich tonlos.

“Zurück?”, fragt sie ungläubig. “Sie werden uns hinrichten!” Sie zeigt mit ausgestrecktem Arm auf die Flammensäule am Horizont. “Da verbrennt gerade unsere Quote. Sie haben dich mit dem Stock halbtot geschlagen, weil du als Kind eine Vase Öl verschüttet hast. EINE. VASE. ÖL!”

Unbewusst reibe ich mir über die Narben am Rücken. Ich habe genauso viel Angst wie sie. Mehr wahrscheinlich. Und dennoch ... “Wo sollen wir denn hin?”, entgegne ich. “Du sagst selber immer, dass wir Sklaven Roms sind. Und du weißt, was sie mit entflohenen Sklaven machen. Wenn wir Glück haben, kreuzigen sie uns nur!”

“Wir könnten nach Norden gehen. Irgendwohin. Egal! In die Provinzen”, sagt sie verzweifelt. Ich wünschte, das ginge. Aber sie weiß auch, dass das Unsinn ist.

“Um da was zu tun?”, erwidere ich. “Im Winter zu verhungern? Immer auf der Flucht? Sie würden uns jagen!”

“Sie werden uns nicht finden”, sagt sie flehend.

“Doch. Werden sie. Sie haben Hunde und Pferde.” Ich atme schwer. “Und außerdem, wenn sie keinen Sündenbock finden ...” Ich beende den Satz nicht.

“Was ist denn dein Plan?”, fragt sie mit schriller Stimme. “Auf die Gnade der Römer hoffen?”

“Nein.” Als ihr klar wird, was ich vorhabe, steigt ihr das Entsetzen ins Gesicht. “Tu das nicht”, flüstert sie.

“Es war meine Schuld”, sage ich. Ich versuche, tapferer zu klingen, als ich mich fühle.

“Wenn, dann war es meine!” Sie ist den Tränen nahe.

Ich schüttele den Kopf. “Ich habe die Lampe umgestoßen, Leila. Nicht du.” Ich nehme sie in den Arm und halte sie lange

fest. "Lass uns zurückgehen", sage ich schließlich. Ich streiche ihr den Ruß aus dem Gesicht und versuche zu lächeln. "Vielleicht geschieht ja doch ein Wunder."

Nachdem wir uns wieder ins Dorf geschlichen haben, gehe ich zum Bach und wasche mir im Schutz der Nacht das Blut aus dem Gesicht. Dann gesellen wir uns zum Rest des Dorfes und helfen beim Löschen. In dem Chaos ist niemandem aufgefallen, dass wir kurz weg waren.

Als das Feuer endlich bezwungen ist, herrscht Totenstille. Allen ist klar, was das bedeutet. Die Älteren beraten sich, was nun zu tun sei, und die Kinder werden in die Hütten geschickt. Auch Leila ist von ihren Eltern entdeckt worden und jetzt ebenfalls daheim. Nur ich wandere noch ziellos im Dorf umher. Ich weiß, dass sie außer sich vor Sorge seien werden, aber ich kann meinen Eltern gerade nicht unter die Augen treten. Nicht mehr. Was soll ich auch sagen? Es würde ja alles nur noch schlimmer machen. Mit pochendem Herzen irre ich durch die Nacht und bete dafür, dass die Sonne morgen nicht aufgeht.

*

Meinen Gebeten zum Trotz kommt der Morgen viel zu früh. Und mit ihm kommen die Römer. Noch während der Nacht ist einer der Wachsoldaten in die Garnison geeilt und hat den Präfekten über den Vorfall unterrichtet. Vor den Toren unseres Dorfes stehen an die vierzig Soldaten, eine halbe Zenturie. Es sind Legionäre. Richtige Legionäre, nicht diese traurigen Versager von Hilfssoldaten, die man zu uns als Aufpasser abkommandiert hat.

Sie sind wegen dir hier.

Vor lauter Angst wird mir übel. Gato scheint das zu spüren und streicht mir schnurrend um die Beine. Wenn es mir nicht gut geht, hilft es manchmal ihn zu streicheln. Ich knie mich neben ihn und kraule dem alten Kater die Ohren. Aber heute wirkt es nicht. Im Gegenteil. Gato muss vor Kurzem gefrühstückt haben und sein Atem stinkt nach toten Nagern und Verwesung. Galle steigt mir in die Nase.

Zitternd raffte ich mich auf und unterdrückte ein Würgen. Die Sonne schmerzt mir in den Augen, es ist heiß und ich schwitze. Aber in meinem Herzen ist es eiskalt. Ich weiß, was auf mich wartet – als Kind musste ich es schon einmal mit ansehen. *Damatio per Virga*. Einen Moment lang werde ich wütend. *So* zu sterben. Wegen einem einzigen Fehltritt. Für einen halben Herzschlag gestatte ich mir, darüber nachzudenken, was passieren würde, wenn wir uns wehren. Dann betrachte ich die Legionäre. Die Soldaten stehen regungslos vor dem Dorf, gestützt auf ihre massigen Turmschilde, die fast so groß sind wie sie selbst. Ihre Rüstungen bedecken den ganzen Körper, die schweren Helme glänzen in der Morgensonne. Einige tragen Speere, andere kurze Schwerter mit fürchterlichen Zacken auf der Schneide. Und der Zenturio trägt etwas, das ich nur aus Geschichten kenne: eine Handfeuer-Repetierballiste. Man sagt, eine davon reicht aus, um ein ganzes Dorf niederzumähen. Mit glasigen Augen starre ich auf die Mündung.

Entweder stirbst du, oder es sterben alle. So einfach ist das.

Mir schnürt sich die Brust zu. Jeder Rest von Wut in mir ist wieder erstickt. *Ihr Götter, wenn ihr mich nur ein bisschen liebt, dann helf mir heute.*

An ihrer Spitze steigt gerade der Präfekt von seinem Pferd, auch er in voller Rüstung. Curiatius nickt seinen Männern zu und

die Soldaten marschieren zum Dorfplatz. Dort angekommen, nehmen sie Aufstellung. Sie bilden einen großen Kreis um den Platz herum. Drei von ihnen bleiben als persönliche Leibwache beim Präfekt zurück. Der gibt seinen Männern ein paar Befehle, die ich von hier nicht hören kann, aber gleich darauf setzen sich die Legionäre in Bewegung und fangen an, die Leute zusammenzutreiben. Die meisten von uns sind schlaue genug, ohne Widerstand mitzukommen, aber ein paar Trödler gibt es trotzdem. Der alte Giovanni bewegt sich nur sehr widerwillig. Man sollte meinen, wer so alt geworden ist, sei klüger. Als er seinen Unmut kundtut, kriegt er die gepanzerte Faust eines Legionärs zu schmecken. Ich kann das Brechen seiner Nase bis hierher hören. Giovanni heult auf und schlägt die Hände vors Gesicht. Aber dann gehorcht er und humpelt in erstaunlichem Tempo los. In der Zeit, die ich brauche, um morgens das Wasser zu holen, haben die Römer alle zweihundertfünfundfünfzig Einwohner Tylas zusammengetrieben und in einem Kreis aus Legionären eingepfercht. Das ganze Dorf ist in heller Aufregung und die Leute sind wie wild am Zetern. Ständig ruft oder schreit irgendwer quer über den Platz. Im Hintergrund höre ich jemanden weinen. Verdammte Hölle, ich bin nicht bereit hierfür. Die Angst, die mir seit gestern Abend unermüdlich im Nacken sitzt, schaukelt sich zur Panik auf.

Du musst das tun! Sei ein Mann!

Der Präfekt steigt auf dasselbe Podest, auf dem er auch am Vorabend schon seine Rede gehalten hat. In all dem Trubel hat es wohl noch niemand abgebaut. Er gibt ein Handzeichen und die Legionäre hämmern ihre Schilde auf den Boden. Die Außenkanten sind mit Metall verstärkt; es knallt wie der Donner. Jetzt redet niemand mehr. Als hätte Merkur uns die Zungen genommen.

“Tylianer”, beginnt er mit seiner Ansprache. “Es betrübt und beschämt mich aus tiefstem Herzen, dass wir uns so wiedersehen müssen.” Sein Gesichtsausdruck ist wie versteinert. “Nichts täte ich lieber, als mich in meine Sänfte zu setzen und mich auf den Heimweg nach Volterra zu machen. Meine Frau und meine Familie warten dort auf mich. Und jede Menge Arbeit.” Er streicht einen Spritzer Matsch von seiner Brustplatte und starrt den braunen Fleck an. Seine Mundwinkel zucken leicht nach unten und in seine Augen ist ein unberechenbares Flackern getreten. “Doch stattdessen zwingt ihr mich, in dieses stinkende Kuhdorf zurückzukehren, nur um Recht zu sprechen.” Seine Stimme kippt von irritiert zu kalt. “Durch eure Unachtsamkeit ist Rom ein schwerer Verlust entstanden. Gute Bürger werden deshalb diesen Winter Hunger leiden müssen. Und ihr alle kennt die Strafe, die auf Zerstörung von Eigentum Roms steht. Zumal in solchem Ausmaß.” Curiatius deutet auf die Überreste des einst so stolzen Silos. “Schon aus Prinzip sollte ich euch dezimieren lassen!” Den letzten Satz spuckt er uns ins Gesicht. Dann macht er eine kurze Kunstpause. Gibt uns Zeit, die Angst zu atmen, die er heraufbeschwört, bevor er mit einem theatralischen Seufzer fortfährt. “Aber Rom ist gerecht! Und Rom ist auch gnädig. Wenn sich der Schuldige hier und jetzt zu erkennen gibt, muss heute nur ein Leben enden.” Sein Habichtblick gleitet langsam von Gesicht zu Gesicht. Dann greift er in einen Beutel an seinem Gürtel. “Treffs eure Wahl, Servi. Ihr habt Zeit, bis diese Sanduhr leer ist.” Curiatius stellt etwas vor sich auf das Pult, das aussieht wie ein kleiner Glasbehälter, der aus zwei Kammern besteht. In einer davon ist Sand, in der anderen nicht. Dann dreht er es auf den Kopf und meine Gnadenfrist beginnt, direkt vor meinen Augen, zu verrinnen.

Während die Dorfbewohner um mich herum panisch zu diskutieren beginnen, muss ich all meine Macht aufbringen, um nicht vor Angst zusammenzubrechen. Mir ist todsterbensschlecht. Meine Knie zittern. Alles, was mir jetzt zu tun bleibt, ist vorzutreten, meine Schuld einzugestehen und meinem Schicksal ins Gesicht zu sehen.

Nur einen Moment. Du hast noch Zeit.

Doch der Sand spricht eine andere Sprache.

“Leonardo.” Meine Mutter hat mich in dem Gewühl gefunden. Ihre Hände zittern.

Sie weiß es. Natürlich.

Mama blickt mich aus tränenschweren Augen lange an. Und ich hatte so gehofft, das zu vermeiden. “Sag mir, dass ihr das nicht wart. Bitte sag mir, dass es nicht du warst”, flüstert sie mit angsterstickter Stimme.

Ich wende den Blick ab. Zum Abschied will ich sie nicht belügen müssen.

“Oh, du dummer, dummer Junge.” Mama ohrfeigt mich und nimmt mich in den Arm. Ich kann mein Schluchzen nicht mehr unterdrücken. Obwohl sie weint, ist sie ganz ruhig und warm. Mama riecht nach Heu, nach Wein und nach Lavendel. Ich atme ihren Duft ein letztes Mal ein. Um uns herum werden die ersten Dorfbewohner auf uns aufmerksam. Die Sanduhr ist leer.

Jetzt! Tritt jetzt vor!

Ich zerreiße fast. Ihr Götter, diese Angst.

“Die Zeit ist um”, verkündet der Präfekt mit geschäftsmäßiger Stimme. Wie in Trance beobachte ich Gato, der am Dorfrand eine Ratte stellt.

Wach auf, Mann!

“Ihr entscheidet euch für die Dezimierung.”

Jetzt oder nie!

Doch ich bin gerade nicht im Jetzt.

“Ich! Ich war es!”

Ihre Stimme zerschneidet die Stille. Fassungslos starre ich sie an. Ich will etwas sagen, doch ich bin wie zur Salzsäule erstarrt. Meine Mutter löst sich aus unserer Umarmung und tritt aus der Menge hervor. Mein Magen dreht sich um.

Curiatius hebt die Augenbrauen. Sein Blick bleibt einen Moment lang an der leeren Sanduhr kleben. Dann seufzt er und schaut meine Mutter an. “Du also? Wie ist dein Name, Serva?”

“Ramina, Dominus”, erwidert sie mit zitternder Stimme.

Der Präfekt kramt eine Wachstafel aus einer Tasche und ritzt dort etwas mit seinem Stilus ein. “Was ist geschehen?”, will er wissen. Sein Tonfall hat jetzt jede Dringlichkeit verloren.

“Gegen ... gegen Ende der Vinalia wollte ich die Silotore für die Nacht verschließen. Ich hatte getrunken und war unachtsam.” Mama schluckt schwer. “Aus Versehen ließ ich meine Lampe auf den Boden fallen. Ich habe versucht, es zu löschen, aber das Feuer ... war einfach überall.” Sie atmet tief durch und sagt dann: “Ich habe keine Entschuldigung, Dominus.”

Der Präfekt nickt kurz, aber stellt keine weiteren Fragen. Er macht nur ein paar weitere Eintragungen auf seiner Tafel. Glaubst du ihr etwa? Ich bin noch immer wie versteinert.

“Nun denn.” Curiatius räuspert sich. “Ramina aus Tylia. In Einklang mit den mir übertragenen Pflichten als Präfekt Volterras und gemäß den Edikten der Lex Augusta, verurteile ich dich für die achtlose Zerstörung von römischem Eigentum zum Tode.”

Mein Vater schreit etwas, aber ich kann die Worte nicht verstehen. Ich bin wie benebelt. Das hier geschieht doch gerade nicht wirklich. *Ich träume.*

“Die Hinrichtung erfolgt gemäß dem Recht der Besiegten durch *Damnatio per Virga*. Darüber hinaus steht dir die *Ultima Clementia* durch deine Blutsverwandten zu.” Er sieht seine Männer an. “Legionäre, gebt den Familienangehörigen scharfe Waffen. Der Rest des Dorfes soll sich mit Knüppeln und Steinen bereit halten.”

Der Dorfplatz ist totenstill. Nur in den Kornspeichern höre ich die Mäuse quieken. *Die Katzen kommen ...*

“Heute noch!”, brüllt ein Legionär und schubst jemanden zu Boden. Um mich herum beginnen die Leute zu wuseln. “Familie? Wer gehört zur Familie der Verurteilten?” Einer der Dorfbewohner zeigt auf mich und ein Legionär drückt mir einen Dolch in die Hand. Fassungslos starre ich ihn an. Er ist kalt und viel schwerer, als er aussieht.

Das Gewicht der Waffe erweckt mich aus meiner Trance. Ich will protestieren, will allen erzählen, dass ich es war, doch jetzt steht mein Onkel neben mir. Mit finsterner Miene drückt er mir die Hand auf den Mund und zischt mich an: “Sie will es so! Ramina hat sich entschieden. Beleidige die Liebe deiner Mutter nicht, indem du etwas Dummes tust!”

“Ich war es!”, brülle ich ihm in die Hand. Endlich gehorcht mir mein Körper wieder. Ich muss mich losreißen und die Wahrheit sagen, bevor es zu spät ist. *Schnell!*

Marco schlägt mir ins Gesicht. Der Schlag ist hart, und bevor ich weiß, wie mir geschieht, liege ich am Boden. Seine Faust zittert vor Wut. Dann beugt er sich so nah über mich, dass ich seine Fahne riechen kann. Er drückt mir seinen Schuh auf die Kehle. “Halt jetzt dein blödes Maul, Junge. Ich werde nicht zulassen, dass du das Opfer meiner Schwester entehrst. Also reiß dich zusammen!” Nach einer Weile lässt er los und hilft mir

wieder hoch. Schwer atmend. Auch er kämpft gegen die Tränen. Und auch er hält ein Messer in der Hand.

“Ramina aus Tylia”, höre ich den Präfekten sagen. “Da du nicht böswillig gehandelt hast, will ich dir noch eine letzte Gunst erweisen. Geh und verabschiede dich von deiner Familie.”

Während der Rest der Dorfbewohner unter Anleitung der Römer in zwei Reihen aufgeteilt wird, laufen wir zu ihr vor. Hier sehe ich meinen Vater das erste Mal seit gestern Abend. Der große Mann ist in Tränen aufgelöst und umarmt meine Mutter. “Ramina, ich ...” Ihm versagen die Worte. Er starrt wie hypnotisiert auf das Messer, das er in den Händen hält.

“Ist schon gut”, sagt sie. “Du schaffst das.” Sie küsst ihn auf den Mund und umarmt ihn. “Ich liebe dich”, flüstert sie ihrem Ehemann und Vater dreier Kinder zu. Der Mann, mit dem sie seit achtzehn Jahren verheiratet ist, bricht in sich zusammen wie ein Kartenhaus im Wind.

Dann kommt sie zu ihren Kindern. Chiara versteht noch gar nicht wirklich, was passiert. Aber sie weint, weil wir alle weinen.

“Gehst du weg, Mama? Wohin?”, fragt sie.

“Zu den Lichtern im Himmel, meine Kleine”, erwidert sie. Sie ist tapfer für ihre Tochter. Versucht zu lächeln. Mama blickt nach oben. Der Mond scheint, obwohl es heller Vormittag ist. “Ich werde euch lieben, bis die Sterne sterben.” Jetzt bricht ihre Stimme doch. “Und durch die Dunkelheit danach.” Sie nimmt uns alle in den Arm.

Francesco sagt nichts. Ihm muss es gehen wie mir. Der Kloß im Hals ist einfach zu groß. Dann beugt sie sich zu mir und flüstert mir ins Ohr: “Du kannst nichts dafür, Leo. Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt so grausam ist.” Sie küsst mich auf die Stirn. “Lebe, mein Kind! Für mich.”

Mein Magen fühlt sich an, als würde er in sich zusammenbrechen. Meine Gedanken rasen, sie überschlagen sich, aber ich kann kaum sprechen. "Ich liebe dich, Mama", krächze ich heiser. Etwas Besseres fällt mir nicht ein. Die Schuld erstickt meinen Verstand. Keine großen Worte, wie sie es verdient hätte. Keine Poesie, die sie so liebt. Sie umarmt mich zum allerletzten Mal.

Am Ende verabschiedet sie sich noch von Marco. Mama drückt seine Hand, legt den Kopf auf seine Schulter.

"Es ist nicht richtig, dass du zuerst gehst. Ich bin der Ältere."

Die beiden sind zusammen großgeworden. Haben aufeinander aufgepasst seit dem Tag, an dem ihre Eltern starben. Mama streichelt ihm die Hände und schüttelt sanft den Kopf.

Dann sieht sie uns noch einmal an. Sie lächelt.

Ich verdiene meine Mutter nicht. Ich bin schuld.

Aber ich weiß, dass Marco recht hat. Es ist bereits zu spät. Selbst wenn ich jetzt noch etwas sage, würde man sie trotzdem töten, weil sie gelogen hat. Dann würde sie umsonst sterben.

Sie wird sterben ...

Ich kann es noch immer nicht begreifen. Es ist so furchtbar ungerecht. So unsagbar falsch. So–

"Tritt vor, Ramina!" In meiner Brust formt sich Eis.

Ein Legionär ergreift mich unsanft am Arm und stößt mich neben meinen Vater. In der linken Hand hält er das Messer, an seiner Rechten klammert sich Chiara. Er starrt mitten durch mich hindurch. Er ist nicht dumm. Auch wenn sie nichts gesagt hat, muss er es wissen.

Mein Vater wird mich nicht mehr lieben.

Mir gegenüber steht Francesco. Seine Augen sind rot und er fixiert wie obsessiv den Boden. Die Familie bekommt immer die Plätze am Ende der Reihe. Damit es nicht zu schnell vorbei ist.

Wir sollen uns hieran erinnern. Mama steht jetzt am Eingang des Spaliers. Umgeben von Freunden und Menschen, die sie ein Leben lang kannte. Hinter ihr zwei römische Legionäre, die sie festhalten. Als ob sie je weglaufen würde. Sie ist tapferer als alle Soldaten Roms zusammen. Meine Fingernägel graben sich mir ins Fleisch.

“Beginnt.” Die Stimme des Präfekten ist kalt und monoton. Mit einem Mal wird mir klar, dass nichts hiervon für ihn persönlich ist. Für Julius Curiatius sind wir nur eine lästige Pflicht, die es zu erledigen gilt. *Er hasst uns nicht. Wir sind ihm nur egal.* Meine Nasenflügel beginnen zu beben.

Die Legionäre stoßen meine Mutter nach vorn. Sie stolpert, aber sie fängt sich wieder. Dann geht sie los. Kleine, wacklige Schritte. “Beginnt!”, sagt Curiatius erneut. Diesmal lauter. Die Dorfleute zögern. Niemand will den Anfang machen.

“Schlagt zu!”, blafft einer der Legionäre und zieht seinen Gladius. Sie zögern noch immer, hassen sich für das, was sie jetzt tun müssen. “Jupiter sei mein Zeuge. Wenn ihr nicht sofort anfangt, werde ich euch alle massakrieren!”, brüllt der Soldat.

Und plötzlich gehorcht jemand. Der alte Giovanni. Seine Nase blutet noch immer. Der Schlag ist schwach und ungenau, streift Mama nur am Arm. Sie erschrickt kurz, aber sie schreit nicht.

Dann der Nächste. Giargi, der Schmied. Und der Nächste. Jemand wirft einen Stein; er trifft sie am Kopf. Blut läuft über ihre Schläfen. Mama torkelt, aber sie läuft weiter. Immer mehr Leute prügeln jetzt auf sie ein. Und irgendwann schreit sie doch. Jetzt sehe ich, wie Leila sie mit einer Rute schlägt. Sie sagt etwas zu Mama, ich kann sogar ihre Tränen sehen, aber gerade höre ich nur das Knirschen meiner Zähne. In diesem Moment hasse ich sie. Dann zertrümmert ein Spatenstiel ihr Schienbein.

Doch Mama fällt nicht um. *Wie kann sie noch gehen?*

Mit letzter Kraft humpelt sie auf mich zu.

Götter, sie ist so schwer verletzt.

Du musst sie erlösen. Sie stirbt für dich!

Ich versuche, meinen Arm zu heben, doch mein Körper gehorcht mir nicht. Alles, was er tut, ist zittern.

Du Missgeburt! Effeminatus! Erspar ihr doch die Schmerzen!

Ich habe mich noch nie so sehr gehasst wie jetzt. Ich will ihr so unbedingt helfen. So sehr, wie ich noch nie etwas gewollt habe.

Aber ich kann nicht. Jupiter hilf mir, ich kann es nicht.

Ich will meine Hände bewegen. Sie dazu zwingen, zuzustechen. Aber das Einzige, woran ich denken kann, ist, dass ich Mama heute Morgen keinen Abschiedskuss mehr geben wollte.

Warum habe ich das gemacht?

Mir fällt das Messer aus der Hand.

Du bist nur Dreck.

Vor lauter Tränen kann ich kaum mehr richtig sehen, aber als sie an mir vorbei stolpert, erkenne ich trotzdem, wie sie mir zunickt. Als wollte sie noch sagen: Ist schon gut, mein Sohn. Selbst jetzt spüre ich ihre Wärme. Ihre endlose Liebe. Meine Kraft verlässt mich und ich falle auf die Knie.

Es tut mir leid.

Als sie es fast durch das Spalier geschafft hat, tritt mein Vater aus der Reihe vor. Mit zitternden Beinen stakst er auf sie zu und beugt sich zu ihr hinunter. "Ich liebe dich", schluchzt er. Mama kann ihm nicht mehr antworten. Sie hustet Blut.

Es tut mir so leid.

Dann stößt er ihr das Messer in die Brust.